879
N394
v.2

NEUE WEGE ZUR ANTIKE

II

DAS RÖMISCHE IN CICERO UND HORAZ

VON

RICHARD REITZENSTEIN

SKIZZE DER LATEINISCHEN VOLKSSPRACHE

VON

WILHELM BAEHRENS

ALTPHILOLOGISCHER FERIENKURS GÖTTINGEN VOM 1. BIS 4. JULI 1925

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
879
N394
v.2

NEUE WEGE ZUR ANTIKE

II

DAS RÖMISCHE IN CICERO UND HORAZ

VON

RICHARD REITZENSTEIN

SKIZZE DER LATEINISCHEN VOLKSSPRACHE

VON

WILHELM BAEHRENS

ALTPHILOLOGISCHER FERIENKURS GÖTTINGEN VOM 1. BIS 4. JULI 1925

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

II

DAS RÖMISCHE IN CICERO UND HORAZ

VON

RICHARD REITZENSTEIN

SINNE UND LATEINISCHEN WORTBEDEUTE

VON

WILHELM RANDIUS

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK MARBURG

819
N394
v.2

DAS RÖMISCHE IN CICERO UND HORAZ

VON

R. REITZENSTEIN

654936

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

I.

Hochverehrte Anwesende!

Die schweren Bedenken, die ich ursprünglich gegen die mir gestellte Aufgabe empfunden hatte, das Römische in zwei Schriftstellern auszusondern und darzustellen, die am Endpunkt des Ineinanderfließens von römischem und griechischem Geistesleben stehen, in Cicero und Horaz, sind mir durch die Erinnerung an ein Erlebnis auf einer früheren Universität zurückgedrängt worden. Der dortige Germanist, ein begeisterter Feind des humanistischen Gymnasiums, lud durch Anschlag in allen Auditorien die Gesamtheit der Studenten zu einem Vortrag ein, in dem er eine vollständige Änderung unseres höheren Unterrichtes verlangte. Besonders wendete sich sein Grimm gegen das Latein: dessen Literatur sei ohne jeden Eigenwert, armselige Übersetzungs- oder Nachahmungsliteratur; die vermeintliche logische Bildung durch den Formenreichtum der Sprache ließe sich sogar besser durch das Litauische erreichen, und Ähnliches mehr. Ich habe das gewiß nicht tragisch genommen, aber doch quälte mich die Empfindung, daß dieser gehässige Angriff tatsächlich eine innere Schwäche wenigstens eines Teiles unserer Gymnasien berührte, an der die damals herrschende Richtung der philologischen Forschung die Hauptschuld trug. Die Zeit lag noch nicht allzu weit hinter uns, als Kießlings wundervoll lebendige Horazanalyse von einem Führer unserer Wissenschaft mit den Worten begrüßt wurde, für die Wertung des Horaz sei die für alle Zeit gültige Formel gefunden: was an ihm schön sei, stamme aus dem griechischen Original, was mißraten sei, sei sein eigen, und ein namhafter Lehrer des Latein mir auf eine Deutung einer schwierigen Cicero-Stelle verwundert schrieb: „Ja, glauben Sie denn, daß sich der alte Schwätzer bei seinen Worten überhaupt etwas dachte?" Für den Unterricht folgte notwendig die Schwierigkeit, daß aus einer Fülle von Gründen das Latein reicher bedacht und daher sogar in den Vordergrund gestellt werden mußte, während doch die Überzeugung von dem Eigenwert der lateinischen Literatur seinen Lehrern immer mehr entschwunden war.

Nun wissen Sie ja alle, daß unsere philologische Betrachtung sich inzwischen sehr geändert hat, daß z. B. Zielinski in seinem in erster Auflage wundervollen Büchlein 'Cicero im Wandel der Jahrhunderte' die weltgeschichtliche Wirkung des Redners, ich möchte fast sagen, wieder ent-

deckt hat, daß Leo nachdrücklich betonte, daß man die beiden klassischen Literaturen nur als Ganzes betrachten dürfe und dabei sofort empfinde, daß die Großen unter den lateinischen Schriftstellern himmelweit über die ihnen gleichzeitigen Griechen hinausragen, weil sie die stärkeren und ursprünglicheren Individualitäten sind. Die bloß historische Wertbeurteilung vertiefte sich zu der Frage nach der Persönlichkeit, und der Graecist Ed. Schwartz konnte uns das Verständnis für Ciceros Wesen erschließen. In die dichterische Kunst Vergils führte von verschiedenen Ausgangspunkten das Freundespaar Heinze und Norden ein, und der Fund umfangreicher Reste altgriechischer Lyrik erzwang selbst von Wilamowitz immer zunehmende Anerkennung der Eigenart und der Schönheit des Horaz. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist die Schätzung der lateinischen Literatur wieder gestiegen, wenn man auch in der Tagespresse, ja manchmal auch an höheren Stellen von diesem Umschwung wenig gemerkt und die vor mehr als einem Menschenalter geprägten Schlagworte beibehalten hat.

Wie können wir für den Unterricht diese innere Entwicklung nutzbar machen, den Eigenwert der römischen Literatur uns und unseren Schülern zur Empfindung bringen? In diesem Sinne möchte ich das mir gestellte Thema fassen.

Zunächst vielleicht, indem wir Art und Umfang der Nachahmung etwas schärfer ins Auge fassen. Es ist Leos Verdienst, nachdrücklich betont zu haben, daß die Ausdrucksformen der gehobenen Rede in der lateinischen Prosa längst ausgebildet waren, als die griechische Literatur zu wirken begann. Die Kunst dabei ist italische Volkskunst. Wenn der alte Cato eine Rede beginnt:[1])

Scio ego atque iam pridem cognovi atque intellexi atque arbitror rem publicam curare industrie summum periculum esse,

so entspricht die Hervorhebung des Begriffes *scio* durch drei weitere Synonyma genau der Technik der Igubinischen Gebete mit ihrer, freilich asyndetischen Zusammenfügung je zweier parallelen Begriffe:

nerf ṡihitu anṡihitu
iovie hostatu anhostatu
tursitu tremitu
hondu holtu
ninctu nepitu
sonitu savitu
preplotatu previlatu[2]).

1) Or. fr. I 1 Jordan.

2) Also: *comple principes cinctos incinctos, milites hastatos inhastatos timore tremore, fuga formidine, nive nimbo, fragore furore, senio servitio* (Büchler, Umbrica, S. 100).

Dieselbe Technik finden wir in Rom. Aus dem privaten Suovetauriliengebet an Mars hat uns Festus[1]) die Worte erhalten

avertas morbum mortem,
labem nebulam,
impetiginem ⟨pesestatem⟩.

Pathetisch ausgestaltet durch einen redekundigen Pontifex etwa des dritten Jahrhunderts lauten sie (Cato de agric. 141):

Mars pater, te precor quaesoque
uti sies volens propitius mihi domo familiaeque nostrae:
uti tu morbos visos invisosque[2])
viduertatem vastitudinemque
calamitates intemperiasque
prohibessis defendas averruncesque
utique tu fruges frumenta vineta virgultaque
grandire beneque evenire siris
pastores pecuaque salva servassis
duisque bonam salutem valetudinemque
mihi domo familiaeque nostrae.

Auf das Hervortreten der im Griechischen ja nur in schüchternen Anfängen begegnenden Allitteration, die im Lateinischen so gewaltig fortwirkt, oder auf die handgreiflichen Spuren eines altitalischen Prosarhythmus, der später in griechischer Umbildung wieder auflebt[3]), will ich hier Ihre Aufmerksamkeit nicht lenken, wohl aber auf die Verbindung der Synonyma. Wir brauchen ja nur eine einzige Rede Ciceros mit einer ähnlich langen demosthenischen zu vergleichen, um zu empfinden, daß die Häufung der verbundenen oder unverbundenen Synonyma einen Hauptunterschied ausmacht; sie gibt der lateinischen Rede die Fülle, die χύσις, die dem griechischen Ästheten sogar den Hauptunterschied zwischen beiden Rednern ausmacht. Sie aber ist nicht eine stilistische Eigenheit Ciceros, sondern eine Forderung der lateinischen pathetischen Rede. Wir brauchen, um das zu erkennen, nur die Formulierung der Anträge im Senat etwa in Ciceros philippischen Reden zu vergleichen: diese Häufung unterscheidet wieder den Curialstil von dem eigenen Ciceros. Die Poesie zeigt dieselbe Eigenheit der italischen Rede. Wenn bei Plautus in den aus Menander übersetzten Bacchides der verliebte Jüng-

1) Festus p. 210 Müller.

2) Also genau wie *hastatos inhastatos.*

3) Daß auch bei der griechischen Umbildung die Rhythmen italisch empfunden werden und demgemäß die Freiheiten zulassen müssen, die der Bühnenvers in der Thesis hat, scheint mir Zielinski zu wenig betont zu haben.

ling vor dem Haus seines Schätzchens auf die Frage, wer da wohne, antwortet:

Amor Voluptas, Venus Venustas, Gaudium,
Iocus, Ludus, Sermo, Suavisaviatio,

so bedürfen wir des Spiels mit Begriffen als Gottheiten nicht, um zu beweisen, daß die Verse eine — übrigens reizende — Einlage des Plautus sind, und wenn Ennius sich aus den knappen Andeutungen des Aeschylus ein Eumenidenlied herausgewinnt (Sc. 151 Vahlen[2])

caelum nitescere, arbores frondescere,
vites laetificae pampinis pubescere,
rami bacarum ubertate incurvescere,
segetes largiri fruges, florere omnia,
fontes scatere, herbis prata convestirier,

so wirkt nicht asianische Rhetorik nur, sondern jedenfalls stärker die feierliche Sprache italischer Prosagebete. Bis in Zeiten, die sich des Ursprungs sicher nicht mehr bewußt sind, reicht diese Wirkung. In der rhetorischsten Stelle seiner historischen Schriften, der Rede des Calgacus im Agricola, die in Gedanken, Ausdruck und selbst Satzbau ganz von Sallust bestimmt ist, verwendet Tacitus dies Stilmittel, das der Kunst des Sallust eigentlich widerspricht, auffällig stark, wie er es ja auch im Dialogus in besonders harten Verbindungen (*veteres et senes, iuvenes et adolescentes*) zur Charakteristik des Rhetors gebraucht. Dem reizvollen Büchlein des Minucius Felix gibt es, entsprechend seiner Abhängigkeit von dem Archaisten Fronto, das eigentümliche Kolorit und bestimmt in allerlei leichten Umbildungen weite Strecken der silbernen Latinität.

Einen Zug unter vielen habe ich herausgegriffen, um zu zeigen, daß es sich in der lateinischen Prosa ebensowenig wie in der Poesie — und zwar selbst in der metrischen Form — um mechanische Nachbildung handelt. In der Rhetorik ist sie ja ohnedies ausgeschlossen. Nur um die Theorie und die Festlegung eines allgemeinen Vorbildes kann es sich handeln, dessen Wirkungen dann in einer individuellen Lage mit den Mitteln der eigenen Sprache und im Rahmen der eigenen Tradition erreicht werden sollen. Wie hoch müssen wir dabei Theorie und Vorbild schätzen? Daß Cicero als praktischer Redner der Rhetorentheorie immer eine gewisse Geringschätzung entgegenbringt, ist Ihnen bekannt. Daß er vor Gericht sich von ihr freimacht, sobald der Gegenstand es erfordert, zeigt z. B. die Caelius-Rede. In einem feinen Aufsatz hatte vor zwölf Jahren ein so hervorragender Gelehrter wie Norden[1])

1) Aus Ciceros Werkstatt: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. 1913 S 12f. vgl. hierzu

sie für unvollendet, ja vielleicht aus dem Nachlaß herausgegeben erklärt, weil sie in ihrem Aufbau der Theorie so wenig entspreche; disparate Entwürfe durchkreuzten sich in ihr, der Mittelteil sei im Zweck unverständlich, unerträgliche Wiederholungen seien häufig. Durch eine Analyse der Sachlage konnten ganz unabhängig von einander Heinze und ich nachweisen, daß es wohl die kunstvollste und berechnetste Rede Ciceros ist, der Mittelteil einem in der Praxis häufiger vorkommenden Teil der *interrogatio testis* entspricht und die allein gefährliche Anklage der sittlichen Verkommenheit auf die eigentliche Klägerin, die verlassene Geliebte des Caelius und Feindin Ciceros, Clodia, zurückschleudert, deren Zeugnis selbst gesetzlich ungültig sein müßte, weil sie in Wahrheit Dirne ist, wie endlich alle Wiederholungen einen bestimmten Zweck haben, der in den Reden der drei Ankläger nachgewiesen werden kann. Die rhetorische Schulregel wird dabei so kühn verletzt, daß die von ihr im Eingang geforderte *narratio* erst im Schluß geboten wird. Hier wirkt sie dann als Ergebnis und Beendigung des ganzen langen Redekampfes zwingend. Es ist nach dieser Seite, ich meine die Stellung des praktischen Redners Cicero zu der griechischen Theorie, noch zu wenig gearbeitet worden.

Und nun das Vorbild! Wir stellen es gern so dar, als ob Cicero zunächst zwar ganz der Moderhetorik, also der asianischen, von Hortensius besonders gepflegten gefolgt sei, in Rhodos durch Molon dann zur Nachahmung der attischen Redner bekehrt sei und Demosthenes als höchstes Ideal kennen gelernt habe. Etwas Wahres liegt darin, nur sollen wir nicht vergessen, daß Cicero selbst es immer so darstellt, daß sich sein Körper als der ungeheuren Anstrengung der leidenschaftlichen asianischen Beredsamkeit nicht gewachsen erwiesen und die Not ihn gezwungen habe, zu mäßigen und zu mildern, daß ihm sein Werden immer nur als ein Reifen erschienen ist, ohne jeden plötzlichen Umbruch, und daß ihm auch auf der Höhe des Ruhms nicht Demosthenes allein als Vorbild erschienen ist, sondern die Gesamtheit der Attiker. Nach der Natur des Falls und der Hörer, ja nach dem Charakter der einzelnen Redeteile muß nach ihm der echte Redner die Tonart wählen, das Vorbild wechseln. Gerade dies Wechselnde und immer Neue bezeichnet er als seine Erfindung und Eigenart. Die Vollendung, nach der er strebt, besteht in der vollkommenen Herrschaft über alle Tonarten, also im Grunde in der Freiheit von jedem Vorbild, die der Grieche nie mehr erreicht. Selbst in den Reden, die er selbst gern als philippische bezeichnet sah, die überwiegend ohne lange Vorbereitung gehalten und ohne Überarbeitung publiziert sind, findet sich kaum eine Spur von direkter Demosthenes-Nachahmung.

Heinze, Hermes 60, 193f., etwas abweichend Reitzenstein, Nachr. d. Ges. d. Wissensch. Göttingen 1925 S. 1.

Er hat an ihm nur sein Empfinden geläutert. Wer diese Art Nachahmung beanstandet, müßte sich auch über Fichte ereifern, der in der Zeit, als er die Reden an die deutsche Nation schuf, Tacitus las, um seinem Ausdruck Wucht und Größe zu geben.

Wir dürfen diese ganze stilistische Arbeit nicht allein unter den Gesichtspunkt des praktischen Zweckes stellen. Nicht dadurch, daß er die Rede zum vollkommenen Kunstwerk macht, erringt der Advokat vor Gericht, der Politiker im Parlament den Sieg. Weit mehr wirken andere Kunstgriffe und Überzeugungsmittel, und Cicero hat sie durchaus nicht verschmäht. Wenn er dennoch die Rede zum literarischen Kunstwerk machen will, wenn er zuerst, wie Leo mit einem gewissen Recht hervorgehoben hat, auch die Reden in unbedeutenderen Privatprozessen veröffentlicht, die auch für das damalige Publikum ein sachliches Interesse nicht hatten, so entspricht das einem anderen künstlerischen und menschlichen Bedürfnis der Selbstdarstellung, das allerdings in seiner Wurzel mehr griechisch als römisch ist und uns von der bloßen Betrachtung der Rhetorik, für die wir Deutschen ja nie das volle Empfinden haben werden, zu Tieferem und Wichtigerem führt. Wie ist der Mensch und wie ist seine Wirkung?

Ausgehen müsen wir hier von einer geistigen Bewegung, deren Bedeutung erst in neuester Zeit gewürdigt wird und die zwei Generationen zurückliegt, dem Beginn nicht der äußerlichen Nachahmung, sondern der inneren Verschmelzung römischen und griechischen Geisteslebens. Weltgeschichtlich bedeutsam ist die Schilderung, die Polybios von dem Beginn seines Verkehrs mit dem jugendlichen Scipio Aemilianus gibt. Während die Mehrzahl der jungen Adligen in der hereinströmenden griechischen Bildung nur den Bruch der Altväterzucht, die Entfesselung des Ichs, die Steigerung ihrer Begierden und Genüsse und höchstens noch ein praktisches Hilfsmittel für ihre Machtkämpfe sieht, ahnt der eine Jüngling in ihr eine Erziehung der Seele, des ganzen Empfindungslebens, die seinem Volke noch fehlt. Gerade seine hohe Abkunft und die Stellung, die er dereinst in seinem Staate einzunehmen berufen ist, verlangt, daß er sich Seelenadel erwerbe. Demütig wirbt er, der vergeißelte Grieche möge ihm dazu helfen, und dieser, ein nüchterner, ja pedantischer Mann des praktischen Lebens, empfindet hoch genug, die Aufgabe an dem Sohn des feindlichen Volkes mit aller Gewissenhaftigkeit und Herzenshingabe zu übernehmen. Das Idealbild griechischer Adelsethik, die reine Freundschaft zwischen dem reifen Mann und dem heranwachsenden Jüngling, wird Leben und Wirklichkeit zwischen den Vertretern zweier verfehdeter Nationen. Ältere und jüngere Freunde Scipios treten hinzu, durch Polybios wird der Philosoph Panaitios für

diesen Kreis gewonnen; das durch das Leben geschaffene Ideal verlangt und erhält die theoretische Begründung und Ausrundung. Auf der Höhe seiner Siege und seiner politischen Macht empfindet der fürstengleiche Römer und sein Kreis immer weiter, immer dringender das Bedürfnis bewußter Seelenerziehung; sie bleiben demütige Schüler des Griechen. Wir können den wundersamen Hergang ja fast bis ins einzelne verfolgen. Mit einer Planmäßigkeit, ja einer Pedanterie, die etwas Rührendes hat, folgen sie selbst in dem täglichen Leben seinen Vorschriften, suchen das *otium* nach ihnen auszugestalten, in seiner Weise zu empfinden und zu reden. Für diesen sich immer verjüngenden Kreis schreibt Panaitios sein Lehrbuch der Sittlichkeit περὶ τοῦ καθήκοντος, einer Sittlichkeit, die sich für jeden nach der eigenen Individualität gestalten soll und ihm als Ziel setzt, sein Selbst zum harmonischen Kunstwerk zu gestalten. Es ist die erste wahrhaft griechisch empfundene und aus dem Leben entsprungene Ethik, deren System uns in Ciceros erstem Buch De officiis vorliegt, staunenswert, ja für uns neidenswert in ihrem Reichtum und in ihrer Feinheit, und doch angepaßt an das Empfinden des römischen Adligen, seinen stärksten Trieben, dem Ehrgeiz und Machttrieb, ebenso entgegenkommend wie dem Schönheitssinn des Griechen. Eine frohe Bejahung der Kultur und daher Gegenwartsphilosophie im höchsten Sinne, entnimmt sie selbst ihre Begriffe wie den des καθῆκον selbst, oder den bedeutungsvollen Gebrauch des Wortes „Mensch" möglichst dem täglichen Leben und weiß doch alle Kräfte des in Griechenland immer stärker heranwachsenden Kultes einer großen Vergangenheit in ihren Dienst zu stellen. Jede Art der Erhebung der Seele dient zur Erziehung und damit zur Sittlichkeit, jedes Wissen, aber auch jedes Empfinden für das Große und Schöne, jede Anmut des äußeren Verkehrs, jede Hingebung der Neigung. So wird alles sittliche Pflicht, und zwar gegen uns selbst weit mehr als gegen andere. Denn da das Gute sich zuletzt immer durchsetzt, trägt alles dazu bei, die Einzelpersönlichkeit zu der vollen Geltung zu bringen, die Anlagen und Stand ihr ermöglichen. So tritt dem Römer zuerst das Idealbild des Griechen der Großzeit als das Bild des echten, des vollen Menschen entgegen, läßt ihn empfinden, was ihm selbst noch fehlt, und die Worte *humanitas* und *humanus*[1]) gewinnen für ein Jahrhundert in den Kreisen der römischen Nobilität — freilich nur in ihnen — eine Bedeutung und Verbreitung, die in Griechenland selbst nie zu erweisen, ja unmöglich ist. Bin ich recht unterrichtet, so haben sie auch nur in einer einzigen neueren Sprache, der deutschen weitere Aufnahme gefunden und bleiben in ihrer gesteigerten Bedeutung in den übrigen gelehrte

1) Vgl. Reitzenstein, Werden und Wesen der antiken Humanität, Straßburg 1907 (Universitätsrede am Geburtstag des Kaisers).

Lehnworte. Schon hiernach und nach manchen Einzelheiten z. B. im Geldverkehr und Recht müssen wir annehmen, daß das sittliche Ideal eines zunächst kleinen Kreises, sei es auch abgeschwächt und unklar empfunden, sich über den Stand verbreitet hat, ähnlich wie das von Herder herausgearbeitete Humanitätsideal durch unsere Klassiker in den höheren Kreisen unseres Volkes. Die Bedingung ist beidemal ein Gefühl der Armut, aber auch ein inneres Drängen nach dem Höchsten und Herrlichsten. Wie es innerlich begreiflich ist, daß dies Ideal in dieser Form nicht bei den Griechen selbst entstehen konnte — für sie ist einfach die eigene Vorzeit das Ideal —, daß nur ein anderes Volk ihm diese Form geben konnte, so muß man doch sofort betonen, daß kein anderes Volk, das mit den Griechen zusammengestoßen ist, ihm diese Form gegeben hat. Schon diese Tatsache genügt ja, einen gewissen Eigenwert des römischen zu zeigen. Wenn alle romanischen Nationen bis vor kurzem das Griechentum nur durch das Römertum empfinden konnten, wenn selbst wir diese Stufe durchmachen mußten, ein Schiller, wo er altgriechisches Empfinden ausdrücken will, aus Horaz entlehnt, ein Goethe das Land der Griechen mit der Seele suchend nach Italien zog und es dort fand, so hat das auch innere Berechtigung. Nicht äußere Nachahmung nur, ein Hauch echt griechischen Geistes hat hier weiter gelebt, hat Italiens Wiedergeburt mitgeschaffen und in den Menschen fortgewirkt bis in Goethes Zeit.

Der Vertreter jener römischen *humanitas* ist uns nun Cicero; jede Seite seiner Schriften bezeugt das rein lexikalisch, fast jede Schrift inhaltlich, daß er selbst für seine Zeit der Lehrer dieser *humanitas* sein wollte. Als der große Erzieher seines Volkes oder vielmehr des ganzen Westens hat er bis zum Beginn des Mittelalters gewirkt, zuletzt für die besten und tiefsten Naturen wie Augustin, Ambrosius, Minucius als der Erzieher zum Christentum, dann wieder seit dem Beginn einer neuen Zeit als der Bildner eines von der Übergewalt der Kirche sich lösenden freieren Menschentums, der Verkünder der Erhabenheit und Schönheit des Griechentums. Wenn ich in ihm dessen Züge nachweisen wollte, so wäre das ja leicht, aber wohl überflüssig. Wir alle empfinden ja das Künstlerische in ihm, das spielend leichte Schaffen und den beständigen Drang dazu. Alles Wissen der Zeit sucht er zu umspannen, und alles, was er lernt oder liest, wird ihm zur eigenen Darstellung. Wir lächeln, wenn wir den frühreifen Knaben die Vorträge seines Lehrers über Rhetorik zum eigenen Werke ausgestalten sehen, und werden ernster erst, wenn wir erkennen, daß der Knabe die Quellen seines Lehrers wirklich nachschlägt und aus ihnen dessen Darstellung berichtigt und ergänzt. Wir sehen fast mit Befremden, wie er als Mann allerlei fernliegende Pläne, selbst den zu einer ersten

lateinischen Darstellung der Geographie oder zu einem Lehrbuch des Rechts faßt, und erkennen die innere Bedeutung, die für ihn dies literarische Schaffen hat, tiefer, wenn wir beobachten, wie er nach dem ersten Zusammenbruch aller seiner politischen Pläne, in der unwürdigen Abhängigkeit, in die er nach seiner Heimkehr aus der Verbannung von seinen Gegnern, den Triumvirn, geraten ist, in einer seelischen Qual, die sich gegen Vertraute in Verzweiflungsausbrüchen äußert, zur Kunst flüchtet und in den Werken De oratore und De re publica sich die Seele wieder frei schreibt. Wie ihm da die im Schulgebrauch schon übliche Dialogform sich nur dem größten Muster anpassen kann, das es für diese Form gibt, dem platonischen Dialog, und er wagt, was nach der klassischen Zeit kein Grieche je mehr gewagt hat. Beidemal handelt es sich da zugleich für ihn um ein innerstes Lebensinteresse. In dem früheren Werk, um den gewiß theoretisch schon von griechischen Lehrern vertretenen Satz, daß nur aus der vollsten, allseitigsten Bildung, nicht aus den kleinen Regeln und Mitteln der Kunst und klopffechterischen Übungen die wahre Beredsamkeit entsteht. In dem späteren um das tiefste und heiligste Ideal seines Lebens, die Regeneration des Vaterlandes. Wunderbar ist der sonnige Glanz der Schönheit, den eigene Jugenderinnerungen über weite Teile des ersten verbreiten, ergreifend die Innigkeit und der Schwung, mit dem er aus den Traditionen des Kreises, in den er damals eintrat, sich das zweite belebt und Charakterbilder zu zeichnen wagt. Der erhabene Schluß, Scipios Traum, ist trotz der gewollt auffälligen Plato-Nachahmung so selbständig erfunden[1]) und so tief empfunden, daß er mir nur verständlich wird, wenn ich mir vorzustellen versuche, was ihm duch die Seele gegangen sein mag, wenn er in stiller Nacht, an das eigne Geschick und das seines Vaterlandes denkend, in der Betrachtung des unendlichen Kosmos Frieden der Seele suchte. Und auch dann flößt mir die schlichte Hoheit, mit der er seinen Scipio den Jammer der Freunde mit den Worten „Still, weckt mich nicht aus meinem Traum" unterdrücken läßt, Staunen vor der künstlerischen Kraft Ciceros ein.

Und noch tiefer empfinde ich sein Künstlertum, wenn ich an die Entstehung der verlorenen *Consolatio* denke, die wir ja in den Briefen so genau verfolgen können. Der Tod der Tochter hat den durch den Untergang all seiner politischen Hoffnungen wieder tief Gebeugten völlig vernichtet.

1) Daß man ein bestimmtes Vorbild keinesfalls bei Poseidonios suchen kann, hat mir Prof. Pohlenz gezeigt. Orientalische Vorstellungen von der einem besonderen Teil des Himmels entstammenden Königsseele können durch hellenistische Vermittlung einwirken, aber auch dann wäre selbst im Empfinden die weder im Orient noch im Hellenismus mögliche Grundidee, daß trotz der Kleinheit aller Erdenschicksale, auch ganzer Völker, des Mannes ganzer Wert, das Göttliche in ihm, ist, sich seinem Vaterland ganz hinzugeben, von überraschender Neuheit.

Er kann die Einsamkeit nicht vertragen, flieht zu dem einzigen Herzensfreunde, aber selbst mit ihm zusammenzusein, wird ihm zur Qual. Alle Trostschriften griechischer Philosophen liest er, aber sie können ihm nichts sagen. Da entweicht er in die ernste, großartige Einsamkeit von Astura und kann am zweiten Morgen dem Freunde berichten, daß aus jener Lektüre ein ganz neues Werk, die Trostschrift an sich selbst, entsprungen ist, die er dann freilich wohl in der Stille der folgenden Wochen weiter ausgefeilt haben wird. Mir ist dabei nie die aus Vasari (VI 143) und Platens Ballade bekannte Erzählung von Luca Signorelli aus dem Sinn gekommen, der den ungeheuren Schmerz über den ermordeten Sohn dadurch bändigt und bezwingt, daß er in dem Lauf eines Tages die jugendliche Gestalt noch einmal in all ihrer Schönheit darstellt. Die Glut des Schaffens überwindet in ihm das Übermaß der Schmerzempfindung. Schon das nächste, vielleicht freilich schon früher geplante Werk, der Hortensius, die Mahnung zur Philosophie, zeigt noch in den Trümmern wieder den staunenswerten Reichtum und die Frische dieses elastischen Geistes.

Wir wissen aus den Resten der Trostschrift und aus ihrem Gegenbild in den Tuskulanen, daß die Gedanken alle in jenen griechischen Schriften wiederkehren, also auf ihnen beruhen. Was Cicero hinzubringt, um sie auf sich wirksam zu machen, sind die römischen Beispiele, die Rhetorisierung der Form, die Sprache selbst. An sich selbst lernt er die Wirkung dieser Nationalisierung der griechischen Philosophie, die damals dem Gebildeten die Religion ersetzt und in ihrem Hauptteil durchaus religiös erzieherisch zu bewerten ist, erfahren. So entsteht in seinem Geiste der große Plan, diese Philosophie in ihrem gesamten Umfang seinem Volk zu erschließen, nicht in Übersetzungen, wohl aber in freien lateinischen Überarbeitungen, die nicht den Gedanken, aber doch der Form nach ganz sein eigenes Werk sind und in einzelnen Stücken selbst der Anlehnung an bestimmte griechische Vorbilder entbehren. Wir Philologen klagen darüber, suchen die einzelnen Unstimmigkeiten, Flüchtigkeiten und Widersprüche aufzuzeigen, weil wir die Quellen wiederfinden wollen, und vergessen dabei, wie bei dem großen Werk des Livius, nur zu leicht die unbefangene Würdigung des lateinischen Werkes selbst. Ich lernte gerechter urteilen, als ich einmal nachprüfte, mit wieviel Irrtümern und Flüchtigkeiten der stets als tiefer Gelehrter gepriesene Zeitgenosse Ciceros M. Terentius Varro die Ergebnisse der griechischen grammatischen Forschung seinem Volke geboten hat. Wer unbefangen den ungeheuren Umfang dieser Schriftstellerei Ciceros überschaut, die Kürze der Zeit, die ihm nur noch beschieden war, und die gewaltigen Ablenkungen, zuletzt durch die geschichtlichen Ereignisse und die neubeginnende politische

Tätigkeit, bedenkt, wird, auch wenn er nicht mit dem neuesten amerikanischen Biographen, Peterson, von einem Wunder der Literaturgeschichte spricht, doch die Schaffenskraft, den eisernen Fleiß und das Pflichtgefühl bewundern, die allein die Herstellung dieser zum großen Teil ja nur nach Entwürfen aus dem Nachlaß veröffentlichten Schriften ermöglichten. Und noch stärker wird die Bewunderung, wenn wir auf die Wirkung schauen. Die Gegenstände sind zum großen Teil in lateinischer Sprache überhaupt nicht wieder behandelt; Ciceros Schriften genügten; sie bildeten, wie ich schon erwähnte, bis ans Ende des Altertums die Grundlage des religiösen und sittlichen Denkens seines Volkes. Nicht nur die Grenzen der lateinischen Sprache hat er erweitert, wie sein politischer und literarischer Gegner Caesar rühmt, sondern auch die des lateinischen Denkens. Selbst wer wie Minucius Felix Plato noch kennt und benutzt, denkt und schreibt doch ganz nach Cicero, und in dem Jahrhundert der großen Christenverfolgungen erlebt dessen Schrift *De natura deorum* die Anerkennung, als die Staatsreligion gefährdend polizeilich verboten zu werden. Da muß es sich bei dieser Schriftstellerei doch wohl um mehr gehandelt haben, als um das formale Virtuosenstück eines leicht schaffenden Künstlers. Ein inneres Verhältnis zu seinem Stoff ahnen wir, wenn wir in den politischen Reden dieser letzten Zeit immer wieder Gedanken aus den philosophischen Schriften finden. Deutlicher wird es uns, wenn wir beachten, daß der eigentliche Gegner in ihnen Epikur ist, dessen Schule in Italien während Ciceros Manneszeit in Schrift und Wort eifrig Anhänger geworben hatte. Kühl scheint ihr Cicero bis dahin gegenübergestanden zu haben; er selbst wird es gewesen sein, der das Werk des Lukrez seiner Schönheiten halber zur Herausgabe zurecht machte. Jetzt, wo der Schmerz um die geliebte Tochter, der er einen Tempel bauen will, ihm den Glauben an ein Fortleben der Seele zum inneren Bedürfnis macht, wird ihm die Bekämpfung der epikureischen Lehre Herzenssache, jede idealistische Philosophie ihm recht und lieb. All ihre Richtungen will er wirklich zur Einheit zusammenfassen, wenn er auch mit behaglichem Humor einen törichten Vermittlungsversuch mit dem eigenen Bemühen vergleicht.[1]) Und ein zweites Motiv beeinflußt diese Bestrebungen noch stärker. Zur tieferen Beschäftigung mit der Philosophie hat ihn in seinen Mannesjahren der Staatsgedanke geführt, und gerade die Staatspflicht leugnet der Epikureismus; er ist unrömisch durch und durch. Das widerstreitet dem Innersten in Cicero, der eine Wiedergeburt des römischen Staates nur von der tieferen Begründung der Sittlichkeit durch die griechische Philosophie erwarten kann. Nicht seine Jugenderinnerungen nur

1) De leg. I 53.

bedingen es, daß er die Ethik der Stoa entnehmen muß. Das ganze Denken auch des Mannes ist durch den Begriff der *humanitas* bestimmt, also durch jene für den vornehmen Römer geschaffene griechische Ethik.[1]) Für den Sieg, den bald danach auf lateinischem Boden die stoische Weltanschauung gewinnt, sollten wir wohl nicht bloß die persönliche Stellung des siegenden Herrschers verantwortlich machen; der einflußreichste Schriftsteller der Zeit hat ihm vorgearbeitet; Augustus selbst und Livius setzen sein Werk nur fort.

So müssen wir noch einmal auf jene Lehre von der *humanitas* zurückschauen, um die Verbindung von Griechentum und Römertum in der Theorie festzustellen. Schon Polybios und mehr noch Panaitios hatten sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß von dem Bestand der römischen Vorherrschaft die Ruhe und das Gedeihen auch der griechischen Staaten abhänge. Seine Heeresordnung, seine Staatsverfassung und vor allem seine Staatsgesinnung mußte dies Römertum darum behalten. Nur gerecht bleiben soll es und anerkennen, was das Griechentum für die Welt geleistet hat und noch leistet. Nehmen seine Führer an dessen inneren Errungenschaften mit dem Herzen teil, so werden sie auch den Kult der großen griechischen Vorzeit, der den Nachkommen Herzenssache geworden ist, mit übernehmen, ohne der ganz anderen und doch nicht minder stolzen eigenen Vorzeit zu vergessen. Es ist fast rührend zu sehen, wie Cicero die Vereinigung dieser beiden Traditionen immer betont und, wenn er die Andacht beschreibt, mit der er selbst den heiligen Boden der Akademie in Athen betritt, sofort die Empfindungen daneben stellt, die der Anblick der alten Curie in Rom in ihm erweckt hat. Auch hier handelt es sich ja im Grunde um eine Tradition, die er erst annehmen muß. Je höher er steigt, um so mehr fühlt er, daß er dem stadtrömischen Adel immer der Fremdbürtige bleibt, während in dem Municipaladel schon ein doppelter Patriotismus, ein Staatsgefühl neben warmem Heimatsempfinden begonnen hat.[2]) Mit glühender Begeisterung versenkt er, der Romulus Arpinas, wie die Gegner ihn nennen, sich in die stolze Tradition dieses Staates, studiert voll Eifer seine politische und geistige Entwicklung und wird für das erst in der Zeit seiner Jugend diesem Staat inner-

1) Das soll natürlich nicht bedeuten, daß wir die starken menschlichen Schwächen in ihm verkennen oder vertuschen sollen, sondern nur das Ziel, das ihm in wechselnder Klarheit vorschwebt, bezeichnen. Ich sehe darin, daß sie dies überhaupt nicht versucht hat, eine schwere Versäumnis unserer Historiographie.

2) Der Mann, auf den der Führer der Aristokratie die Worte übertragen hat, mit denen bei Ennius die ersten Römer dankbar den Stadtgründer preisen, und der in seinem Gedicht sein Hochgefühl auf Grund dieser Ehrung in dem unglücklichen Vers *o fortunatam natam me consule Romam* zum Ausdruck gebracht hat, erwähnt und rechtfertigt in den Büchern, in denen er den römischen Staat sittlich neu begründen will, mit feinem Verständnis dies doppelte Empfinden (De leg. II 5).

lich eingegliederte Italien der Verkünder seiner Größe. Hier hat er zu aller Zeit die beste Unterstützung und das vollste Verständnis gefunden, und er selbst ist in seinem innersten Wesen dem außerrömischen Landadel so nahe geblieben, daß man fast sagen kann: für das eigentliche Wesen des Stadtrömers seiner Zeit fehlt ihm trotz der großstädtischen Bildung das volle innere Verständnis; er sieht immer das Rom und die Römer der Vorzeit. Das ist sein Schicksal, aber darin liegt auch seine Größe, und an dieses Römertum müssen wir uns halten, wenn wir der Frage unseres Themas überhaupt nahe treten wollen. Die Grundzüge des Römertums dürfen wir in der damaligen Hauptstadt sowenig suchen wie die Grundzüge des Preußentums in dem modernen Berlin.

Da tritt uns als charakteristisch zunächst die Unermüdlichkeit der schaffenden Kraft, die bei aller Beweglichkeit des unruhigen Geistes eiserne Konsequenz der Tätigkeit entgegen, die ihm trotz aller Schicksalsschläge bis ins Greisenalter treu bleiben, ja sich immer zu steigern scheinen. Wir erinnern uns an das Bild des alten Cato, das Cicero selbst so gern zeichnet. Auch Cato hat ja von den Griechen die Bedeutung literarischer Tätigkeit und die Verwendung des *otium* auf sie gelernt. Nur eine Erweiterung und Vertiefung hat hier der Kreis des Scipio gebracht; selbst der Wortgebrauch belehrt uns, daß die Entfaltung der *humanitas* die Ausbildung des eigenen Ich dem *otium* vorbehalten bleibt, und auch für ihn gilt in der literarischen Tätigkeit, ja nicht bloß in ihr, sondern auch in der Unterhaltung die Ausbildung der Muttersprache zur höchsten Feinheit und Vollkommenheit als sittliche Pflicht. Wir sehen die Arbeit daran in den wenigen Redebruchstücken Scipios und sehen sie noch mehr an den kleinen sprachlichen Pedanterien, mit denen Lucilius in seiner ersten literarischen Nachbildung der Unterhaltung dieses Kreises den Scipio neckt. Eine Theorie entwickelt sich, wie die Forderung der *latinitas* zeigt; die bewußte Arbeit an der Sprache und als ihr Beweis literarische, besonders dichterische Produktion wird immer mehr die Probe für den Besitz der vollen Bildung. Nur eine weitere Steigerung sehen wir zunächst bei Cicero, der mit klarem Bewußtsein diese Übungen als Vorschulung für den Rednerberuf gebraucht. Wohl entfalten sich mit seinen Kräften dabei seine künstlerischen Neigungen, aber bis zu seinem Konsulat, ja darüber hinaus geht das echt römische Ringen um seinen Platz im Staatswesen über alle anderen Interessen, dient selbst sein Künstlertum nur dem praktischen Zweck. Ja wir dürfen noch weiter gehen: selbst als dies künstlerische Schaffen seiner Seele Bedürfnis geworden ist und selbst als die Philosophie ihm eine fast religiöse Bedeutung gewonnen hat, stehen sie immer zugleich unter praktischem Zweck. Nicht zu höchstem Künstlertum und nicht zu dem vollen θεωρεῖν hat der Römer die Be-

gabung empfangen. Wohl hat man bemerkt, daß in Griechenland auch in der Großzeit kein Staatsmann mit der eigenen Tätigkeit künstlerisches Schaffen, kein Künstler namhafte politische Wirksamkeit verbunden habe, und es läge nahe, in der Vereinigung beider in Cicero schon an sich die Verschmelzung griechischen und römischen Wesens ausgedrückt zu finden. Allein mit so einfachen Formeln ist selten viel gewonnen; den Menschen Cicero versteht man nur aus seinem Römertum, das heißt aus seinem Staatsgefühl.

Hier kann ich nun nicht anders, als einen kurzen Blick auf die Beurteilung der politischen Tätigkeit Ciceros durch unsere moderne Geschichtsschreibung werfen, denn unsere Gymnasien und unsere Wissenschaft, beide sind sie für lange Zeit aufs schwerste durch sie geschädigt worden. Die in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entfesselten politischen Leidenschaften und ein in der Geschichtsschreibung kräftig hervortretender Impuls, statt des tragischen Mitleids mit dem Besiegten die Anerkennung des Rechtes des Siegers als des Kräftigeren und Weitsichtigeren einzusetzen, trieben zum Kampf gegen eine im Klassizismus erstarrte Philologie, die gedankenlos jede schriftstellerische Größe mit menschlicher Größe zu umkleiden und den Untergang der hellenischen und altrömischen Welt zu beklagen liebte. Cicero mußte dabei vom Standpunkt der beiden sich bekämpfenden politischen Parteien anfechtbar erscheinen. Den Reaktionär Drumann empörten die angeblichen Anfänge auf Seiten der Volkspartei und der Lebensschluß mit seinem Kampf gegen die legitime Obrigkeit. Als gottgewollte Obrigkeit erschien ihm nämlich selbst ein Antonius, und mit der ganzen Verbissenheit des politischen Hasses suchte er in unendlicher Kleinarbeit dessen Gegner zu verunglimpfen, jeder Handlung und jeder Äußerung gemeine Motive unterzulegen. Das schriftstellerisch ungenießbare Lebensbild, eine zum Pamphlet herabgewürdigte wissenschaftliche Arbeit, hätte vielleicht wenig Schaden getan, wäre ihm nicht das geniale, auch künstlerisch vollendete Werk des Liberalen Theodor Mommsen gefolgt. Die unendliche Enttäuschung über die Wirkungen des schönen Worts und den Wert der Rede, die in Deutschland nie edler und schöner erklungen ist als in der Paulskirche zu Frankfurt, die tiefe Sehnsucht nach einem Mann der Tat, der bedenkenlos die unhaltbar gewordene Staatsform umschüfe, und der noch tiefere Grimm gegen die Streber, die von Freiheit geredet hatten und nach dem Siege der Reaktion in ihr Lager und in fette Amtsstellen hinübereilten, wirkten sich in dem Idealbild Caesars, dem Zerrbild Ciceros aus. Mommsen hat, wie ich als sein begeisterter und treuer Schüler wohl sagen darf, Cicero bis zuletzt mit einer Zähigkeit gehaßt, die sonst nur aus persönlicher Feindschaft begreifbar ist, und wie eine tragische Ironie ist

es mir stets erschienen, daß er doch später in der Politik der eigenen Zeit wieder die Macht des Wortes überschätzt und den Mann der Tat, der das Sehnen seines Volkes, das tiefste Sehnen gerade Theodor Mommsens erfüllte, nicht erkannt hat. So tief stehen wir alle unter dem Zwang unsrer Werdezeit. — Das überwältigende Werk Mommsens war bald in der Hand aller Lehrer, aller reiferen Schüler; ein wirklich philologisches Gegenwerk, wie es Drumann verlangt hatte, erschien nicht. Erst in neuester Zeit hat in Amerika eine für Laien bestimmte Biographie von Torsten Peterson[1]) einen starken und wenigstens zum Teil auch verdienten Erfolg davongetragen.

So ist für uns und unsere Schule die Situation noch jetzt. Und dabei haben wir längst gelernt, in dem großen Schriftsteller nicht mehr das ideale Menschenbild, sondern den Menschen der antiken Welt mit all seinen Schwächen, aber freilich auch mit seinen Vorzügen, vor allem aber mit seinen Widersprüchen und der ja auch jeden von uns bestimmenden Abhängigkeit von seinem Kreis und von der Vergangenheit seines Volkes zu suchen. Jener schon damals sehr anfechtbare Grundsatz „Wer siegt, hat Recht, der Besiegte beweist durch seinen Kampf und Untergang nur seine Kurzsichtigkeit" — wir werden ihn in unsrer jetzigen Erniedrigung und Zerbrochenheit überhaupt nicht mehr gelten lassen. Daß die stolzeste Aristokratie der Weltgeschichte nicht wehrlos und ehrlos untergegangen ist, begreifen wir als Notwendigkeit, ja es erfüllt uns mit sittlicher Genugtuung. Aber auch die wissenschaftlichen Voraussetzungen des früheren Allgemeinurteils sind entschwunden. Was schon Schwartz empfand und Heinze[2]) in besonnener Arbeit dargelegt hat, wird demnächst durch eine nüchterne, ganz unpolitische Cicero-Biographie des besten Kenners, O. Plasberg, bestätigt werden: von einem charakterlosen Parteiwechsel Ciceros kann überhaupt nicht die Rede sein. Dem Staatsgedanken, den er in seiner Jugend im Verkehr mit den letzten Überlebenden des Scipionenkreises in sich aufgenommen hat, ist er zu allen Zeiten treu geblieben, dem Gedanken einer aristokratischen, aber gerechten und ehrenhaften Leitung. Wenn er beteuert, daß er als überzeugter Optimat dem schamlosen Frevel eines Chrysogonus, als Senator im Interesse der Körperschaft dem nicht minder schamlosen Treiben eines Verres und der Feilheit der Senatsgerichte entgegentritt, so haben wir nicht das mindeste Recht, an seinen Worten zu zweifeln. Sein Eintreten für den Oberbefehl des Pompeius im mithridatischen Kriege, die Politik der Versöhnung des Ritterstandes mit dem Senat, die Versuche, durch Bildung einer Mittelpartei den drohenden Bürgerkrieg zu verhindern, das alles liegt durchaus

1) Cicero, a biography, Berkeley University of California Press, 1920.
2) Abh. d. Sächsischen Gesellsch. d. Wissenschaften XXVII, 1909, S. 947. ff.

in dem Staatsinteresse, entspricht durchaus dem Bilde der alten und darum besten Verfassung Roms, das Cicero in der Schrift *De re publica* entwirft und das tatsächlich dem Ideal des Scipionenkreises entsprochen haben wird. Wo es galt, mit eigener Lebensgefahr seine klare Pflicht zu tun, hat der sonst Ängstliche, in seinen Entschließungen Unsichere persönlichen Mut, Tatkraft und Umsicht bewiesen.[1]) Auch die Hinrichtung der Catilinarier, die Mommsen bis zuletzt als Bruch des formalen Rechts aufs schwerste verurteilt hat, ließ sich durch Präzedenzfälle durchaus verteidigen, entsprach allein der Not der Lage und vor allem jener Staatstheorie. Scipio selbst, der nächste Verwandte der schmählich ermordeten Gracchen, bezeugt das mit dem furchtbaren Wort *iure caesos esse*. Nie hat Cicero daran gezweifelt: in der höchsten Gefahr hat der einzelne Bürger, noch mehr der Beamte, die Pflicht, durch j e d e s Mittel den Staat zu retten. Daß er für dies Notstandsrecht gegen die hochadligen Verbrecher ihre Standesgenossen im Senat sich erklären ließ, änderte an diesem Recht und dieser Pflicht gewiß nichts, war aber als Versuch, sich wenigstens im Senat vor der Rache ihrer Geschlechtsgenossen zu sichern, kaum zu beanstanden. Und ein persönliches Opfer an das Staatsinteresse bedeutete es, daß er allen Versuchen, die Niederwerfung der Verschwörung parteipolitisch auszubeuten, entgegentrat und die weitere Verfolgung niederhielt. Denn nun stand er selbst, der, mit dem Amerikaner zu reden, als „unabhängiger Kandidat", als parteiloser Mann, zu dessen Ehrenhaftigkeit man Vertrauen hat, gewählt worden war, zwischen Siegern und Besiegten im wesentlichen ohne eigene Partei. Vergeblich sucht er Anschluß an Pompeius. Er gleicht dem militärischen Führer, der eine Position erobert hat, die er dauernd nicht halten kann und freiwillig nicht aufgeben darf. Die unerhörten Ehrungen, die gerade der extreme Flügel der Aristokraten ihm zuerkannt hat, werden jetzt sein Verderben. Wer ihm zumutet, er hätte sich jetzt von der Politik zurückziehen sollen, verkennt nach meiner Empfindung die Eigentümlichkeit dieses Staatslebens, in welchem der Eintritt in den Senat zu lebenslänglichem Dienst verpflichtet. Je höher er gestiegen ist, je mehr er dem Staate geleistet hat, um so drückender wird dieser Dienst, um so mehr ist er gezwungen, zu jeder Frage Stellung zu nehmen. Jede Anerkennung, die er findet, bringt eine Steigerung der *dignitas*, des Anspruchs auf freiwillige Berücksichtigung durch die Standesgenossen, auf *auctoritas* bei ihnen. Er muß eine selbstän-

---

1) Ich würde noch weit höher in dem Preis seiner Haltung während des Konsulates gehen, wenn wir beweisen könnten, daß die Rede für Murena so, wie sie uns vorliegt, wirklich in der höchsten persönlichen Gefahr und der fast unerträglich gewordenen Spannung vor der Entscheidung gehalten worden ist. Die Überlegenheit des spielenden Humors würde eine bewundernswerte Elastizität des Geistes zeigen.

dige politische Macht werden, um dem Staate voll dienen, voll seine Pflicht tun zu können. Das ist die von Panaitios klar erkannte innere Rechtfertigung des Machtstrebens, aber auch der Eitelkeit des Römers. Durch sein Amt, seine Leistung und jene unerhörten Ehrungen hat Cicero eine *dignitas* erworben, die kaum zu überbieten ist; auf sie freiwillig zu verzichten wäre nicht nur Pflichtvergessenheit, sondern auch Selbstverurteilung gewesen. Da keine Macht hinter ihm steht, muß er selbst beständig seinen Anspruch geltend machen, und die Art wie er es tut, scheint uns lächerliche Eitelkeit und Verblendung. Nur diese Zwangslage, nur das Hochgefühl, daß ihm, dem Municipalen, solche *dignitas* zufallen konnte, nur eine ehrliche Bewunderung und Verwunderung, daß ihm eine Leistung, die seiner eigenen Natur so sehr widersprach, gelungen ist, können sie für unser Gefühl teilweise entschuldigen. So ist er fassungslos, als ihn das rechtswidrige Verbannungsurteil trifft, das zugleich den Verlust seiner Habe und aller Erwerbsmöglichkeiten mit sich bringt. Würdelos — man soll gar nicht versuchen, das zu leugnen — hat er dem drohenden wie dem hereingebrochenen Unheil gegenübergestanden. Noch ist zu wenig von jenem durch griechische Philosophie vertieften Menschentum in ihm. Er läßt sich auf Bedingungen für die Aufhebung der Strafe ein und glaubt, als die Heimkehr sich zu einem wunderbaren Triumphzug durch Italien gestaltet, auch in Rom wieder eine Macht werden zu können. Die Demonstration der Machthaber zu Lucca macht diesem Traum ein Ende, und nun bringt jene Zeit tiefer, nach außen sorgfältig verborgener Verzweiflung ihm die erste Versenkung in sein Künstlertum und zugleich schon in die großen Gedanken der Philosophie. Von hier aus will er für seine Ideale wirken. Es folgen die Jahre der Provinzialverwaltung, des Bürgerkrieges, der absoluten Herrschaft Caesars, die völlige Trostlosigkeit Ciceros und seine neue Hingabe an die Philosophie. Die kopflose Freveltat der Mörder Caesars, die ihm als patriotische Großtat, als einzig mögliche Rettung des altrömischen Staatswesens erscheinen muß, reißt ihn noch einmal heraus. Da sie völlig ratlos sind, übernimmt er die Führung und erringt in der Senatssitzung im Tempel der Tellus für sie wunderbar viel, für den Staat wenigstens die Möglichkeit der Fortexistenz. Als das nicht nur würdelose, nein völlig scham- und rechtlose Schalten des Antonius ganz unerträglich wird, will er in einer Art freiwilligen Verbannung Italien verlassen; Brutus ersucht ihn, als sein Sachwalter nach Rom zurückzukehren und den Kampf gegen Antonius dort zu beginnen, während er mit Cassius im Osten Truppen sammelt. Cicero lehnt es als aussichtslos ab, da spricht Brutus das harte Wort, bei seinem hohen Alter brauche er doch vor dem Tod nicht solche Angst zu haben. Nun kehrt er wirklich heim, wird durch eine persönliche Be-

leidigung von Antonius gezwungen, sofort Stellung zu nehmen, und hält so gut wie unvorbereitet jene wunderbare erste Philippica, die, wie außer der zweiten alle folgenden, unüberarbeitet sofort erscheint. Wie er hier noch den persönlichen Frieden mit Antonius nicht aufgeben zu wollen erklärt und ihm doch seine ganze Schande vorhält, rückhaltslose und unbedingte Umkehr fordert, mit Caesars Lose droht, den würdelosen Senat an der Ehre faßt und doch immer das Letzte, die persönliche Kriegserklärung, dem Gegner zuschiebt, brauche ich Ihnen wohl nicht in Erinnerung zu rufen. Die Truppenmacht, Veteranen Caesars, die dessen Erbe ihm zur Stütze bietet, ist verschwindend klein, die des Caesarmörders Decimus Brutus militärisch wertlos, der Senat überwiegend aus Caesarianern, zum Teil sogar aus Anhängern des Antonius zusammengesetzt. Jeder Schritt muß durch Überrumpelung oder in langen Kämpfen ihm abgerungen werden. Rückschläge treten ein, eigene Irrtümer müssen berichtigt werden, aber im ganzen hält Cicero den Kurs mit bewundernswerter Ausdauer und Umsicht. Er ist die Seele von allem, er gewinnt das Volk, zwingt den widerwilligen Senat, führt die diplomatischen Verhandlungen mit allen Statthaltern, beeinflußt die Feldherren des neugebildeten Heeres. Und die wunderbar kühne Politik gelingt; aus doppelter Niederlage rettet Antonius nur Trümmer seines Heeres in eiliger Flucht; in Rom herrscht der Rausch des Sieges. Da wendet sich jäh das Schicksal. Beide Feldherren der Republik sind ihren Wunden erlegen, Caesars Erbe der Herr ihrer Heere, die Republik ihm gegenüber machtlos. Noch gibt es vielleicht eine Rettung, wenn Marcus Brutus sein zum Teil aus Veteranen bestehendes Heer, wie Cicero verlangt, nach Italien überführt. Aber er weigert sich, dem Sohne des von ihm Gemordeten die Hand zu reichen, und opfert lieber seinen Vertreter Cicero und den Adel Roms. Octavian kann, ja muß danach seinen Frieden mit Antonius und dem zu ihm gestoßenen Lepidus schließen; eine römische Republik gibt es nicht mehr, nur drei absolute Herrscher, die einst einen neuen Staat begründen sollen.

Ich weiß nicht, ob man mit Recht von einer Kurzsichtigkeit Ciceros reden und ihn schelten oder auch nur entschuldigen darf, daß er die Aristokratie dem Untergang preisgegeben habe. Daß er und alle, die er fortriß, das Leben einsetzten, wußte er, hielt es für Pflicht und hat tapfer seinen Einsatz bezahlt. Daß das Spiel gelingen konnte, sehen wir. Den Tod der beiden Consuln vorauszusehen war unmöglich.

Aber ist Cicero wirklich besiegt worden? Ich kann hier nur persönliche Überzeugung vortragen, allerdings eine Überzeugung, die mir seit dem Beginn meiner wissenschaftlichen Arbeit unerschütterlich geblieben ist. Nicht Caesars Monarchie ist wieder erstanden, sondern, was

Augustus schuf, war zunächst wieder die Aristokratie, freilich unter Anerkennung des einen alle überragenden Mannes.[1]) Das aber war, durch Machtgarantien gesichert, doch nur die Staatsform, die als Ideal dem Scipionenkreis vorgeschwebt hatte, die Form, deren theoretische Rechtfertigung wahrscheinlich schon Panaitos geboten hatte, ja, die, wie Münzer[2]) gezeigt hat, wirklich in gewissem Sinn der Tradition der besten römischen Zeit und ihres stolzen Adels entsprach. Indem Augustus diese Form annahm, machte er es dem besten Teil seines Volkes möglich, sich in die neue Zeit zu fügen, die ihnen eine Wiederherstellung der alten scheinen konnte, wie Cicero sie in dem Werke vom Staat gefordert hatte. Es kann kein Zufall sein, daß Horaz und Vergil in Gedanken und Worten so eng mit dieser Schrift übereinstimmen; Cicero hat die Staatsform, die dann, selbst in ihrer Entstellung, der müden Welt mehr als zwei Jahrhunderte Frieden gebracht hat, mit schaffen helfen. Er hat mit der glühenden Bewunderung der Größe des alten Roms, die seine Schriften durch ganz Italien verbreiteten, die Glut nationalen Empfindens mit wachgerufen, die allein den wunderbaren Aufstieg Octavians von der Übernahme des Triumvirats bis zur Schlacht von Actium und der Befriedung des Orients ermöglichte. Er hat den ersten Antrieb zu jener Arbeit an der sittlichen Regeneration des Volkes gegeben, die Augustus als seine Hauptaufgabe betrachtete. Das letzte Werk, das wir von ihm haben, der Preis der Sieger der letzten Schlacht, schließt mit den Worten *qui morte vicerunt*. Darf man sie auf ihn selbst übertragen?

Eine glühende Vaterlandsliebe hat der an seinem Tode mitschuldige Kaiser ihm später selbst als Haupteigenschaft bezeugt. Sollte sie vielleicht neben jenem Tätigkeitsdrang das recht eigentlich Römische in seinem Charakter sein? Gewiß, griechisch ist sie ja auch einmal gewesen, aber hellenistisch ist sie nicht mehr. In den auf orientalischem Boden begründeten Reichen hat der Grieche kein Vaterland mehr. Nicht der Söldner nur, auch der Gelehrte und Künstler, der Politiker und Beamte wandert von Land zu Land; dem Herrscher, der ihn erhält, soll er Treue halten; der Staat bleibt ihm fremd. Leer bleibt in seinem Empfindungsleben der ungeheure Raum, den bei den Ahnen die πόλις eingenommen hat. Standesgefühl und vor allem Ichgefühl treten an die Stelle, ihre Interessen erfüllen die Seele allein. Daß das auch eine Vertiefung für manche Empfindungen bringen muß, wird vielleicht noch später zu be-

1) Vgl. hierüber Nachr. d. Ges. d. Wissensch., Göttingen 1917 S. 399 und 437 (früher Drei Vermutungen zur Gesch. d. Röm. Literatur 1893 S. 1f.) dazu Heinzes und meine Ausführungen Hermes 59, 73f. und 356f.

2) Römische Adelsparteien und Adelsfamilien 1920.

sprechen sein, im Ganzen bedeutet es ein Verarmen und Verflachen, ein Haften am Kleinlichen, ein Sinken der Charaktere.

Und in Rom? Noch stärker als irgendwo in Hellas hat hier die πόλις ihren Bürger ganz in Anspruch genommen im Tun und Empfinden. Aber in Ciceros Zeit kann ich bei dem Stadtrömer kaum mehr etwas von jener selbstverständlichen Hingabe des Lebens an das Vaterland erblicken. Als Pompejus den Osten erobert und den Mord von 80000 Italern an Mithridates rächt, ist das erste Empfinden seiner Parteigenossen der Grimm, daß er nun sie alle an Macht und Reichtum überbieten wird. Als Caesar Gallien erobert, wird von den Gegnern im Senat der Antrag gestellt, ihn als vertragsbrüchig den Barbaren auszuliefern. Die alten Parteinamen sind zu bedeutungslosen Aushängeschildern geworden. Nur die eigene Macht erstreben die Führer und erstreben die Männer, die sich ihnen unterordnen, um, sobald sie auch nur die geringste Möglichkeit dazu sehen, selbst zu versuchen, an die Spitze zu kommen. Alles ist nur Personalpolitik. Zur bittersten Fehde gegen Caesar führt den Catull die Erfahrung, daß ein in dessen Heer bereicherter Offizier ihn bei einer käuflichen Schönen aussticht. Das Heer — gleichviel wer es führt — ist die Zufluchtstätte aller jungen Bankerotteure. Auf den Bürgerkrieg freut sich Caelius ganz unverhohlen: welche Emotionen wird er bringen! Selbst der Moralprediger dieser Gesellschaft, Sallust, kennt als mögliche Lebensziele nur Nachruhm oder Sinnengenuß. Kein Wort von Pflicht erklingt; das Ich beherrscht alle Gedanken. Mit dem frevelhaften Spiel mit dem Leben anderer verbindet sich weibische Angst für das eigene, die es als etwas Ungeheures erscheinen läßt, wenn ein Cato um einer Idee willen in den Tod geht. Wir sehen die Wirkung der hellenistischen, ganz auf das Ich gerichteten Lebensanschauung auf ein von dem Geist des wahren Griechentums unberührtes, innerlich verwildertes Römertum. Hier bringt das Italertum und die Altrömerbegeisterung eines Cicero wirklich eine neue Empfindungswelt, die durch die *humanitas* geläutert und geadelt ist. Cicero hat wirklich ein Ideal, und für dies führt er — noch dazu als Sachwalter eines anderen — seinen letzten Kampf. Das gibt dem Hauptteil der ihm entsprungenen Reden den wunderbaren Klang. Ich kenne bis zu den Reden Fichtes an die deutsche Nation keine erhabenere und ergreifendere Mahnung zum Staatsgefühl, zur vollen Hingabe an das Vaterland. Und immer wieder staune ich, warum man jetzt, wo wir die erzieherischen Werte des humanistischen Unterrichts so notwendig brauchen wie nie zuvor, statt derjenigen Werke, die nur den in aller Technik wohl erfahrenen Redner oder den gewandten Moralprediger zeigen, nicht eine Auswahl aus den philippischen Reden oder geeignete Stücke aus dem wunder-

baren Werk De republica mit dem Abschluß in dem Traum Scipios oder das erste Buch De officiis mit den hierbei allerdings unentbehrlichen sachlichen Erklärungen vorlegt. Nur wenn wir dem Schüler den Inhalt wirklich interessant und wichtig machen können, wird auch der Adel der Form auf ihn wirken. Es steckt gerade in unseren lateinischen Autoren unendlich viel mehr Erziehendes und Seelenbildendes für unsere heutige Jugend, als wenigstens zu meiner Zeit aus ihnen herausgeholt wurde. Nur muß der Lehrer selbst sich ein inneres Verhältnis zu ihnen erwerben.

II.

Von Cicero zu Horaz! Ein Menschenalter liegt zwischen beiden, in dem die allgemeine Bildung sich verbreitert, die Sehnsucht nach ihr bis ins kleine Volk dringt. Der Mann, den wir diesmal ins Auge fassen, ist Wahlrömer, wahrscheinlich von Geblüt nicht einmal Italer. Sklaven italischer Abkunft wird es schwerlich damals noch viel gegeben haben. Seine Heimat ist zweisprachig; Griechisch und Lateinisch stehen nebeneinander, und der frühreife Knabe kann sich überlegen, in welcher Sprache er einmal dichten will. Er entscheidet für das Latein; er fühlt sich als Italer. Der dem Kleingewerbestand angehörige Vater, der all seine Liebe, aber auch allen Ehrgeiz auf diesen Sohn vereinigt, bringt ihn zur höheren Ausbildung nach Rom. Wissen ist Macht. Höher hat sich hier schon der Unterricht gehoben; an namhaften und gelehrten Lehrern, auch Griechen, fehlt es nicht mehr. Den Abschluß bildet die Philosophie und mit ihr die Studienzeit zu Athen. Aber der Jüngling fühlt sich auch hier als Römer, ist, wie die Bewohner der Munizipien überwiegend, Bewunderer der altrömischen Tradition. Als nach Caesars Ermordung Brutus erscheint, tritt er als Freiwilliger in dessen Heer, wird hier, wo es an Offiziersaspiranten wahrlich nicht fehlt, Kommandant einer Legion — er ist offenbar schon eine hervortretende Persönlichkeit —, kehrt nach dem Zusammenbruch der republikanischen Sache verwaist und vermögenslos nach Rom zurück und findet mühsam in dem mittleren und darum noch bezahlten Beamtentum Unterkunft. Ein Dichter ist er schon, verkehrt mit den Talenten der neuen Zeit, wird von den besten, Vergil und Varius, hochgeschätzt und kann es nach kurzem wagen, die neu sich öffnende Laufbahn als Literat einzuschlagen, freilich zugleich mit der Rücksicherung als Gesellschafter und Unterhalter eines der neu zur Macht Gelangten, des Freundes und Beraters des Erben Caesars, des Mannes also, gegen den er früher gefochten hat. In nächster Nähe erlebt er, wie sich in unsäglicher Not Italien allmählich um den zusammenschließt, macht mit seinem Herrn mancherlei Wechselfälle, Reisen, den

Seekrieg gegen Sextus Pompeius, die Belagerung Actiums und die siegreiche Schlacht durch. Sie erst bringt ihm endlich annähernde Sicherung auch der eigenen Existenz. Die Zeit sorgloser Jugend liegt zwölf Jahre hinter ihm.

Eine nachdenkliche, das Leben betrachtende, in sich selbst geschlossene Natur, ohne jenen für Cicero so unendlich charakteristischen Drang, was er denkt oder empfindet unmittelbar an die Öffentlichkeit zu bringen. Angewiesen, sich durch seine geselligen Talente den Lebensunterhalt zu erwerben, von vielen, zuletzt von dem Kaiser, umworben, und innerlich doch unabhängig, bescheiden und stolz, durch das ängstliche Wahren der Schranken allmählich zurückhaltend geworden, selbst wo er wirklich liebt, jeder noch so lockenden Versuchung, äußerlich hervorzutreten und ins praktische Leben einzugreifen, sorglich ausweichend, mit seinem Los und mit sich zufrieden. Ein paar Anspielungen verraten uns, daß er manches Schwere erfahren hat, aber seine Dichtung läßt er nie dabei verweilen. Er begründet das in der herrlichen Epode (13), die zu starkmutigem Lebensgenuß selbst in der sicheren Erwartung des Todes mahnt: „Trübsal ist häßlich, und das Lied bringt süßen Trost." Das werden die Kriegsteilnehmer unter uns wohl verstehen, und in seine Kriegszeit vor Philippi scheint sich Horaz in diesem Liede tatsächlich zurückzuversetzen. Wollen wir den Gesamtcharakter seiner Poesie begreifen, so werden wir nicht vergessen dürfen, daß später auch sein Stand von ihm immer heitere Teilnahme am Lebensgenuß fordert. Klagen des Clienten deutet der Gönner nur zu leicht als Undank, wenn nicht gar als versteckte Bettelei. Glücklich kann er nur werden, wenn er sich in langer Schulung dazu bringt, immer innerlich zufrieden zu sein.[1] Horaz hat das erreicht.

So steht das zunächst wohl recht unrömisch erscheinende Lebensbild vor uns: der Künstler als Client und der Client als Künstler. Schauen wir nun auf seine Dichtung und ihre Vorbedingungen.

Die Jugend des Horaz fällt in die Zeit, wo die Dichtkunst durch Catull und seinen Kreis einerseits die unentbehrliche Verschönerung im Leben des Gebildeten geworden ist, wo man sich in Verschen einladet, in Verschen neckt, jedes Geschenk mit ihnen begleitet, an keinem Familienfest sie entbehren kann, und andrerseits doch auch wieder die Dichtung eine strenge Kunst geworden ist, die unendliche Arbeit verlangt,

---

1) Wir müssen aus dem modernen Leben versuchen, derartige Entwicklungen zu verstehen. Eine Studie, wie sie die feine Novelle der Ebner-Eschenbach „Wieder die Alte" (Sämtl. Werke Bd. III) bietet, ist dafür förderlicher als mancher gelehrte Kommentar und läßt uns aus Andeutungen, besonders in Ep. I 18, manches Wichtige für Horaz selbst heraushören.

Arbeit an der metrischen Form, Arbeit noch mehr an der Sprache, die sich zur höchsten Feinheit auch in den Spielereien des täglichen Lebens entwickeln soll. Catull und Calvus gelten als die unerreichten Muster, an denen eine immer stärker sich breit machende Ästhetik alle Neuerscheinungen prüft. Jeder Jüngere ahmt sie nach. In ihnen sieht man den Höhepunkt endlich erreicht. Haben sie doch am vollsten die Anmut der alexandrinischen Kleinkunst, die Fülle der Gelehrsamkeit, die den Charakter der „großen" alexandrinischen Kunst bildet, erreicht — einer Kunst freilich, die groß mehr in dem Aufwand der Mittel als in dem Gegenstand und Umfang sein will. Es ist die Kunst, die bis zum Ausgang des Altertums in Griechenland einzig lebendig bleibt und klassisch ist. Nicht als ob man die Poesie der griechischen Großzeit nicht noch kennte und ihre Macht empfände, aber die Lebensbedingungen sind anders geworden, anders vor allem die Weltanschauung. Man kann sie nicht nachahmen.

Ich suchte in der vorigen Stunde schon anzudeuten, wie unendlich arm an großen Empfindungen die hellenistische Literatur doch geworden ist, seit das Staatsgefühl und das Empfinden für die Staatspflicht dem Griechen genommen, das Ich allein in den Mittelpunkt getreten ist. Das zeigt sich in der Prosa vielleicht weniger; von der Beredsamkeit der hellenistischen Zeit haben wir fast nichts; von der Geschichtsschreibung nur das Mittelmäßige, die eigentliche wissenschaftliche Literatur steht noch hoch; die Einzelfächer haben sich ausgebildet, und die Hingabe an sie füllt vielen etwas von der großen Leere aus. Zu ihnen ist längst die nach Schulen geteilte Philosophie getreten und ist zur Fachwissenschaft geworden, die als zur vollen Bildung notwendiges Unterrichtsfach ihren Mann ernährt. Die Leere zeigt sich vor allem in der Kunst. In der Dichtung sind ja die griechischen Reste zahlreicher — über das Epigramm ist sogar eine fast vollständige Übersicht möglich — und gibt vor allem die römische Nachahmung, wiewohl ihre Vertreter viel stärkere Individualitäten sind, genügende Anschauung. Gewiß, Catull ist ein gottbegnadeter Dichter, den ein ungeheures Erleben zuletzt gelehrt hat, zu sagen, was er leide. Aber streichen wir diese wenigen Gedichte, die ganz ungriechisch sind, was bleibt uns, als gewiß oft graziöse Spielerei, zu der jedes persönliche Erlebnis, selbst das gemauste Taschentuch oder der Pumpversuch eines Freundes, Anlaß bietet? Das bleibt auch nach jenem Erleben so. Er ändert sich nicht. Wo ist trotz all der großen Ereignisse, trotz des entsetzlichen inneren Verfalls der Zeit eine Mahnung, eine Gnome, wo auch nur ein Empfinden für das Vaterland? Wir dürfen hier gleich die griechischen Reste und die anderen römisch-hellenistischen Dichter hinzunehmen: wo will wohl je auch nur in einer einzigen Sentenz der Dichter

noch der Lehrer seines Volkes sein? Dabei fehlt das Lehrgedicht durchaus nicht, ja es hat gerade wegen der Schwierigkeit seiner Behandlung ein besonderes Interesse; aber es stellt eine Fachwissenschaft dar, mit der gleichen Hingabe, ob es nun Zoologie oder Botanik, Medizin oder Astronomie, Gartenbau oder Bäderkunde oder selbst Schminkebereitung lehrt. Nur einer weicht man sorglich aus, der Philosophie. Sie hat nur ein Römer darzustellen versucht, den heiliger Eifer, sein Volk von den Qualen des Lebens zu erlösen, auf den Gedanken gebracht hat, durch den Zauber der Kunst, die erhabene Schönheit der Form, die Abneigung des Neulings gegen die schwere Gedankenarbeit zu überwinden. Der eigentlich hellenistischen Dichtung steht er nicht feindlich gegenüber, aber fern. Der Form nach schließt er sich an Ennius an, dem Geiste nach bildet er den Übergang zu den Augusteern; der Gedanke an das Vaterland und seine Gefahren beschäftigt ihn schon. Gewiß, auch die echt-hellenistische Dichtung entbehrt nicht ganz der tieferen Empfindung. Das Leben mit der Natur und mit dem einfachen Landmann weckt sentimentale Sehnsucht in Kreisen, die es selbst am wenigsten ertragen würden. Tibulls erstes Buch und Vergils Bucolica zeugen dafür — die Georgica wurzeln schon in einer anderen Empfindungswelt. Gewiß ferner, das erotische Empfinden hat sich gesteigert und verfeinert, wenn auch bei den griechischen Autoren in stark rhetorischer Übertreibung. Aber im Ganzen bleibt diese Dichtung doch Klubschriftstellerei, ohne innere Wirkung auf die Nation, und wenn uns die Papyri neuerdings auch volkstümliche Mahndichtung im Stil der Kapuzinerpredigten kennen und dadurch den Spott des Horaz über seinen Gegner Crispinus besser verstehen gelehrt haben, so ist da nichts mehr von Poesie und Kunst, die Plattheit ist nicht imitiert, sondern waschecht.

Von jener Klubdichtung gehen alle Augusteer aus, Horaz freilich, indem er sofort über sie hinausstrebt. Was ihn zur Nachahmung der Epoden des Archilochos zunächst geführt hat, zeigt wohl die vermutlich älteste, im Jahre 40 gedichtete *Altera iam teritur bellis civilibus aetas:* ein neues Empfinden, der Schmerz um den Untergang des Vaterlandes, drängt hier nach Worten, aber in den Künsteleien der metrischen Form schließt er sich an die ποιηταὶ νεώτεροι, ja vielleicht direkt an Catulls scheinbar politisches Gedicht *Quis hoc potest videre.* Eine Volksrede, wie sie der parische Dichter geboten haben wird, hält Horaz scheinbar in der Rolle des orientalischen Propheten und antwortet damit zugleich auf Vergils vierte Ekloge.[1]) Für eine scheinbar ganz hellenistische Dichtung, die Verfluchung des mit Vergil verfeindeten Dichters Maevius, führte mir

1) Für Einzelheiten verweise ich auf Gött. Gel. Anz. 1904 S. 952.

vor langen Jahren in Kairo der Zufall ein Stück der archilochischen Vorlage in die Hand: wir verfolgen mit Interesse, wie sie modernisiert und zugleich dem Empfinden der Klubdichtung angepaßt ist. Für andere gibt das Thema offenbar Catull, wieder andere schöpfen aus der Liebeselegie des Cornelius Gallus, und selbst jenes schon erwähnte, schönste Gedicht *Horrida tempestas*, zu dem Alkaios den in den Oden wiederholten Gedanken gegeben hat, schließt metrisch und sprachlich direkt an Gallus. Das Empfinden strebt freilich von der Anmut und Zierlichkeit zur Herbheit; ebenso die Sprache, die sich dem Metrum wunderbar anzupassen weiß. Der kühne Satzbau[1]), Kürze und Prägnanz, endlich das völlige Aufgeben der der lateinischen Sprache nur aufgezwungenen Erleichterungen zeigt den um eigenen Stil ringenden Künstler. Ich darf auch diesmal eine Kleinigkeit herausgreifen. Die dem Latein ursprünglich fremden Wortkompositionen wie *veridicus* wahrhaftig, *undisonus* wogenumrauscht, welche die griechische Ästhetik seit Aristoteles der Sprache der Lyrik zugewiesen, die Praxis freilich in den verschiedensten Dichtungsarten, ja in der Schule des Epigrammatikers Leonidas selbst in den kleinen Scherzliedern zugelassen hatte, war von Ennius in die gesamte pathetische lateinische Dichtung eingeführt worden, um ihrer Sprache den Reiz der Neuheit, also den Schmuck zu geben und zugleich für die Metrik den Mangel der lateinischen Sprache an Kürzen etwas zu vermindern. In wilder Übertreibung hatte dann Pacuvius und noch mehr Laevius, der Vorgänger Catulls, sie gebraucht. Bei Catull selbst ist ihre Verwendung, wo sie nicht vom Metrum erzwungen ist oder der Parodie dient, schon stark eingeschränkt, bei den großen Augusteern fehlt sie ganz. Horaz will mit den Mitteln der Muttersprache, ja fast unter Verzicht auf die archaischen Elemente in ihr, die man in ihrem Kunstwert mit den γλῶσσαι der griechischen Dichtung zusammenstellen muß, die Schwierigkeiten auch des künstlichsten Metrums überwinden und höchste Erhabenheit gewinnen. Die Auswahl der Worte und leichte, aus dem Griechischen gerechtfertigte Freiheiten der Syntax bewirken allein die Höhe des Tons. Die Übertreibung bietet Tacitus. Eine ungeheure Arbeit zeigt sich schon in diesen ersten Versuchen. Sie entspricht etwa den metrischen Beschränkungen, die er später für die eigentlich lyrischen Verse sich auf Grund eines unendlich feinen Gehörs, aber, wie ich gegen Heinzes neueste Behauptungen aufrechterhalten möchte, auch auf Grund einer Theorie über ihre Entstehung bildet. Sie beschäftigt ihn bekanntlich schon in der Epodenzeit. Schon damals vermißt er selbst bei den bewunderten Alten die Sorgfältigkeit der Arbeit, strebt über sie

1) Z. B. in der jetzt durch das Original bezeugten harten Verwendung der Parenthese.

hinaus und verlangt von dem Kunstwerk die höchste Vollendung der Technik.

Das zeigt sich nicht weniger in der Satirendichtung, die ja neben der Epodendichtung hergeht und ihm seinem ganzen Wesen nach offenbar näher liegt. Wilamowitz hat nun freilich einmal gesagt: „Wie würde Horaz lachen, wenn er hörte, daß man die Satire als nationalrömische Dichtungsart bezeichnet!" und man hat eine Geschichte der griechischen Satire geschrieben. Und doch hat Horaz selber die Satire, auch seine eigene Satire, als ausschließlich römisch empfunden und bezeichnet, genau wie Quintilian. Sie ist es auch tatsächlich. Nur ihre Elemente sind — gesondert — schon im Griechischen nachweisbar, deren Vereinigung, das Wesen der Dichtung, hat Lucilius geschaffen; sie ist einheitlich, soweit sie sein eigenes Wesen zum Ausdruck bringt: Plaudereien in einem bestimmten Kreis gibt sie, zunächst dem des Scipio, der nach der Theorie der *humanitas* der Muttersprache auch im Freundesgespräch und bei der Erholung die höchste Vollendung und Anmut, der Unterhaltung neben Neckerei und Scherz den erziehenden und mahnenden Charakter geben will. Diese Tendenz eines römischen Kreises, nicht der Charakter der buntscheckigen Vorträge des Griechen Bion, den Heinze einst einseitig hervorhob, entscheidet. Daß Cicero die Forderung, auch der Plauderei die künstlerische Vollendung in Sprache und Ton zu geben, aufgenommen hat, ist wichtig, und ebenso, daß Caesar und die Analogisten die Sprache des täglichen Lebens als Kunstsprache neu ausbilden wollten. Dies gibt die Erklärung, warum der Kunstkritiker der Schule, der Grammatiker Cato, die Satiren des Lucilius ebenso wie die Gedichte der ποιηταὶ νεώτεροι als klassisch behandelt, dies den inneren Zusammenhang. Für Horaz hat diese Dichtung noch den Reiz, daß sie mit seinem eigenen Beruf zusammenfällt: er ist der Unterhalter und Plauderer, und wie Lucilius zunächst, so entwirft er für einen bestimmten Kreis seine Scherzvorträge, deren Veröffentlichung gar nicht beabsichtigt war. Erst als Mitteilungen aus einem Gedicht in das große Publikum gedrungen waren und in den ästhetischen Kreisen Erregung erzeugt hatten, sah er sich gezwungen, rasch eine Auslese zu publizieren. Das ist unser erstes Buch. Satire IV und X sagen es ausdrücklich. Stolz kündet er in der letzteren die neue Zeit an, die auf allen Gebieten die bei den Literaturprofessoren als unerreichbar geltende jüngste Vergangenheit überflügelt, und wenn seine Dichtung auch der niedrigsten Art angehört, die stolzesten Salons haben sich ihr geöffnet, die urteilsfähigsten Männer Horaz als ihren Meister anerkannt. Mit diesem Gedicht tritt die augusteische Dichtung zum ersten Mal als Einheit, als bewußte Neuschöpfung und neue Richtung vor das römische Publikum.

Die klassische Höhe ist noch nicht erreicht; es gilt sie in unendlicher Arbeit zu erklimmen. Wird sie die Erwartung, die sie erregt, erfüllen?

Ehe wir dieser Frage nähertreten, noch ein Wort vom Inhalt. Die gewollten Gegenbilder zu Lucilius, wie die Anekdoten, die brundisinische Reise, die Verhöhnung der Canidia erklären sich selbst. Ebenso die Unterdrückung des politischen Elements, die Beschränkung des ὀνομαστὶ σκώπτειν. Sie gehören nicht zum wirklichen Wesen dieser Dichtung, wohl aber die höchste Vollendung der inneren und äußeren Form, die sich ja seit der Zeit des Lucilius im Leben unendlich geändert hat, so sehr, daß selbst Marx bei Lucilius den Lagerjargon entschuldigen will. Wie aus der alten Komödie die neue hervorwächst, die nach der Auffassung dieser Zeit erziehen will, freilich in ergötzlicher Form, so soll es die neue Satire. Horaz faßt sie um so mehr so auf, je mehr er vom bloßen Unterhalter zum wirklichen Freund Maecens geworden ist. Freundschaft muß wechselseitige Erziehung sein. Das wundervoll feine Urteil des Persius über die Kunst des Horaz

omne vafer vitium ridenti Flaccus amico
tangit et admissus circum praecordia ludit

läßt sich vielleicht am besten durch die sechste Satire erläutern. Sie zeigt, wie wir bisweilen über die literarischen Beziehungen herausgehend persönliche Anlässe vermuten dürfen. Recht stolz ist sicher Maecen auf seine Vorurteilslosigkeit gewesen, als er auf eine gehässige Bemerkung über Horaz als „Sohn eines Freigelasenen" geantwortet hat: „Wenn jemand frei geboren ist, ist sein Vater mir ganz egal."[1]) Horaz lobt das; hoch stellt sich der dem Uradel zuzurechnende Freund damit über die Mehrzahl (die Menge) seiner Standesgenossen, und richtig ist sein Hinweis darauf, daß schon in alter Zeit manch einer ohne Ahnen zu den höchsten Ehren gekommen ist. Dabei gab, wie Horaz hinzufügt, den Ausschlag das Volk, das so oft Unwürdigen die Ämter gibt, weil es in törichter Ehrfurcht vor dem Adel befangen ist, also der denkbar schlechteste Richter. Was müssen wir da tun, die wir so hoch über der blinden Masse stehen? Er beantwortet die Frage zunächst für sich, der ja nach allgemeiner Auffassung nicht aus „anständiger" Familie stammt: uns nicht bewerben! Ein Recht haben wir nicht; nur falscher Ehrgeiz könnte uns dazu verlocken, und wenn wirklich irgendeine zufällige Äußerlichkeit das Interesse des Volkes uns gewonnen hätte, wir hätten davon

1) *Quali* (v. 7) heißt *an inhonesto*. Für das Empfinden vgl. Tacitus An. XI 21 *cum hisce verbis Tiberius dedecus natalium eius velavisset: Curtius Rufus videtur mihi ex se natus;* Dial. 8 *quo abiectius et sordidius nati sunt, quoque notabilior paupertas et angustiae rerum nascentes eos circumsteterunt.*

nichts als allgemeine Mißgunst und ein doppelt gehässiges Betonen unserer niederen Herkunft. Aber wie Horaz sich nun erinnert, daß er das bei seiner Wahl zum Militärtribunen selbst erfahren hat, erwacht in ihm scheinbar der Gedanke, daß Amtswahl und Freundeswahl völlig verschieden sind und in dieser die Mißgunst ganz unberechtigt ist, zumal wenn der Freund frei von falschem Ehrgeiz nur nach dem innern Wert wählt, nur „was ist der Mann"?, nicht „wer ist er?" fragt. Nicht von Glück kann man da reden, kein Zufall entscheidet, nur das Verdienst. Etwas wahrhaft Großes bedeutet für ihn diese Wahl durch einen Mann, für den der Begriff „anständig" nur an dem Charakter haftet. „Nun aber" — so fährt Horaz fort und zeigt damit, daß er erst mit den Worten über die Freundeswahl zu seinem eigentlichen Thema gekommen ist und einen Syllogismus bauen will — „danke ich meinen Charakter und meine Bildung, alles, was mich den Freunden teuer machen kann, nur meinem Vater und seiner Erziehung; ihm gebührt also allein das Lob, ihm mein Dank." Wenn er nun erklärt, sich nicht, wie so viele (die Menge) es täten, mit dem Hinweis darauf zu entschuldigen, daß er sich seinen Vater nicht habe aussuchen können, nein, gerade wenn man das könnte, würde er den seinen wieder erwählen, nicht einen, den die äußere Stellung als „anständig" charakterisiere, und hinzufügt, die große Menge werde das für unvernünftig, der Freund aber doch wohl vielleicht für vernünftig erklären — er muß es ja, da er jene Bezeichnung nur vom Charakter abhängig macht —, so erkennen wir noch deutlicher, daß der ganze Hauptteil nur das für Horaz kränkende Wort Maecens korrigieren und zeigen will, wie beide denken müssen, wollen sie wirklich weit über der urteilslosen Menge stehen. Wohl führt Horaz seine Sache mit ebensoviel Feinheit wie Selbstgefühl, deutet das nur an und kehrt sofort zu sich selbst zurück, rechtfertigt in einer Maecen besonders ansprechenden Weise die eigene Lebenswahl, also den Verzicht auf jedes Amt, und benutzt dabei ein damals bekanntes Vorbild in der epikureischen Literatur.[1]) Wohl fühlt ferner jeder Hörer den gewollten Gegensatz zu dem Griechen Bion, der dem König Antigonos die Schande seiner Eltern schonungslos selbst enthüllt, um stolz hinzuzufügen: „beurteile mich nur nach mir selbst," und erkennt dabei eine stilistische Nachahmung

1) Vgl. Epictet. III 24, 39; Cicero ep. IX 20. Daß beide aus derselben Quelle stammen, zeigt die Erwähnung der Lehrstunde, die bei Horaz natürlich fortfallen muß. Ich vermute, eine Selbstschilderung Epikurs oder eines seiner namhaften Schüler. Für Horaz entspricht dieser Teil dem Anfang (19—44). Die Ansprüche, die seine Klientenstellung macht und über die er Ep. I 18 und sonst klagt, darf er hier natürlich nicht erwähnen. Tut man wirklich recht, diese Schilderung allein bei der Charakterzeichnung zugrunde zu legen, wie es in feuilletonistischen Darstellungen des Faulpelzes Horaz bisweilen geschieht?

der Bionischen Diatribe, wenn irgendwo, im Eingang dieser Satire.[1]) Aber die Keimzelle des Gedichtes bildet nicht die Geschichte von Bion oder irgendein philosophischer Traktat, sondern das gewiß nicht durch sie veranlaßte Wort Maecens. Alles ist persönlich bedingt und bestimmt; einen einheitlichen, sachlichen Titel dürfen wir ebensowenig suchen wie bei der die sechste voraussetzenden vierten Satire.[2]) Wohl aber erkennen wir, wie ernst es dieser Kreis mit der wechselseitigen Erziehung in der Freundschaft nimmt, die Horaz für sich selbst verlangt (Sat. I 4, 132), und welche Stellung selbst Maecen dem philosophisch geschulten Unterhalter und Freund einräumt.

Als der Erfolg des ersten Buches den Dichter zu einer Fortsetzung zwang, die nicht mehr diese Reden im intimen Kreis bot, sondern sich von vornherein an das große Publikum wandte, verliert sich dieser intime Reiz; nur die äußere Kunst ist geblieben. Horaz läßt diese Dichtungsart fallen. Erst im Alter kehrt er zu ihr zurück, aber nun ist er überhaupt nicht mehr der Gesellschafter und Unterhalter, lebt überwiegend einsam. Da wird das Plaudern natürlich zum Brief, auch der ist ja *sermo*. Das hält diese Altersdichtung mit der Jugenddichtung zusammen. Wir brauchen wirklich nicht mit Heinze an ein so fern liegendes und andersartiges Vorbild wie Epikurs Briefe zu denken. Wieder will er manchmal nur die Eleganz der Form zeigen, wie in der Einladung zum Diner oder dem Empfehlungsbrief, der durch die sicher mit Ciceros Bewilligung von Tiro herausgegebene Sammlung der Empfehlungsbriefe des großen Redners seine beste Erläuterung findet. Auch der Scherz fehlt natürlich nicht. Der lehrhafte Charakter tritt, wie begreiflich, in den Briefen stärker hervor, und tiefer und individueller ist die Lehre geworden, goldene Altersweisheit in klassischer Sprachschönheit. Aber das Ziel ist doch dasselbe: Die höchste Leistung der Dichtung ist Erfreuen und Erziehen. Wer darüber geringschätzig die Achsel zuckt, vergißt zweierlei: die Aufgabe, die die Zeit gebieterisch stellte, und die Wirkung nicht nur der antiken, nein aller wahrhaft großen Poesie.

---

1) Vgl. besonders v. 18—44. Auch in der Gesamtstimmung entspricht gewiß manches, vgl. Teles περὶ αὐταρκείας p. 6 Hense: καὶ σὺ μὲν εὔπορος γενόμενος δίδως ἐλευθερίως, ἐγὼ δὲ λαμβάνω εὐθαρσῶς παρὰ σοῦ οὐχ ὑποπίπτων οὐδὲ ἀγεννίζων οὐδὲ μεμψιμοιρῶν. σὺ κέχρησαι τοῖς πολλοῖς καλῶς, ἐγὼ δὲ τοῖς ὀλίγοις (es folgt Bion). Freilich brauchte gerade das Horaz am wenigsten aus der Literatur erst zu lernen.

2) Am wenigsten denke ich an eine Auseinandersetzung mit den Neidern, die ihn *Fortunae filius* nennen (II 6, 49). Das paßt nicht zu dem intimen Charakter; auch denkt Horaz damals noch nicht an eine Veröffentlichung. Für Maecen sind die Worte *felicem dicere non hoc me possim, casu quod te sortitus amicum; nulla etenim mihi te fors obtulit* bestimmt. Daß Bentley wünschte, sie irgendwie abschwächen zu können, war gewiß verkehrt, zeigt aber, daß er ihre Eigenartigkeit empfand.

Das führt uns zu den Oden, auf die ich näher eingehen muß, denn erst durch sie kann Horaz seine volle Wirkung auf der Schule üben und übt sie, wie ich aus dankbarer Erinnerung weiß, wo sich der Lehrer ein inneres Verhältnis erworben hat, noch in unserer Zeit. Die Horaz- und die Sophoklesstunden bei meinem längst verstorbenen Direktor, Otto Heine, vergesse ich nicht, und würde ich noch so alt, und oft habe ich darüber nachgesonnen, wie er es fertig brachte, mehr als die Hälfte der übervollen Klasse zu heller Begeisterung zu entflammen, ohne je ein Wort über die Schönheit der einzelnen Dichtung zu sagen. Auf der Universität fand ich dann bei uns die Oden wohl auf dem Tiefpunkt ihrer Schätzung. Ich darf, wenn ich Sie an Allbekanntes kurz erinnern muß, vielleicht das eigene Erleben dabei besonders hervorheben; man kann ja nur aus ihm seine Stellung zu einem Dichter darlegen und andere auffordern, sie sich für sich zu suchen.[1])

Uns ist es heut nur schwer noch verständlich, wie aus der traditionellen Bewunderung der Lyrik des Horaz und dem durch die Verinnerlichung unserer eigenen Lyrik hauptsächlich durch Goethe geänderten Empfinden für Lyrik jene Sturmflut gewaltsamer, rein ästhetischer Kritik hervorgehen konnte, die von Hofman-Perlkamp bis zu Lehrs sich steigernd und überbietend den Text verheerte, um den Dichter zu retten. Der gesunde Menschenverstand, auf den man sich dafür berief, war da freilich mehr auf Seiten der stumpfen Gedankenlosigkeit, mit der Männer wie Teuffel den Horaz der Überlieferung wie die Aufsatzhefte ihrer Schüler zensierten „Gut — Befriedigend — Sehr mittelmäßig — Ungenügend" und die Gesamtleistung in einer hübschen Tabelle darstellten. Die Versuche, den Dichter zu retten, waren schwach. Hatte Bücheler an einigen Stellen einen gewollten Doppelsinn zu entdecken geglaubt, dessen Empfinden dem Kenner statt der ästhetischen wenigstens eine intellektuelle Befriedigung verschaffen könnte, so sollte dies die gesamte Lyrik des Horaz erklären: überall suchte man Wort- und Gedankenspiele, die freilich meist unendlich armselig waren, und brachte es fertig, selbst in dem patriotischen Hochgesang eine versteckte Zote zu finden. Leichter hatte es sich schon vorher eine verwandte und verbreitetere Richtung gemacht, die überall Humor heraushören wollte, schließlich selbst in der sechsten Römerode, und wenn sie kein Anzeichen des Humors in dem geschriebenen Wort finden konnte, mit der Versicherung zufrieden war, daß man es wenigstens humoristisch deklamieren könne. Das läßt sich bekanntlich auch auf manches neuere

1) Die folgenden Darlegungen berühren sich in vielem mit dem Vortrag auf der Philologenversammlung in Jena (1921), der Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, IL, 1922, S. 24f. veröffentlicht ist.

Gedicht, wie etwa „Freude, schöner Götterfunken", übertragen. Innerlicher und geistvoller suchte Kiessling[1]) die Mängel der Oden aus dem Wesen der Übersetzungspoesie und der aus Od. IV 2 zu erschließenden langsamen Arbeitsart des Horaz zu erklären, die es nach seiner Ansicht mit sich brachte, daß der Dichter Stimmung und Gang eines Liedes sich durch immer neue, steigernde Zusätze verdarb. Es ist eben, wie man später formte, Literatur, die nicht aus dem Leben, sondern aus Literatur entstanden ist; man berechnete aus der Zeit, über welche die Odendichtung sich erstreckt, daß Horaz durchschnittlich mehr als einen Monat für ein Gedicht gebraucht habe. Als Aufgabe der Philologie wurde hingestellt, Horaz als den Steinbruch zu betrachten, aus dem man die Quadern für den Wiederaufbau der verlorenen griechischen Lyrik gewinnen müsse. Daß diese in ihrer Gesamtheit unmittelbar aus dem Leben, aus der tiefsten Seele des Dichters hervorbreche, war wohl allgemeine Überzeugung und wurde noch in diesen Tagen einmal trotz aller Papyrusfunde wiederholt[2]). So war es nicht wunderbar, daß in einer literarisch sehr geschickten, kurzen Darstellung der römischen Literatur ein namhafter Latinist, Theod. Birt, über die Oden als die Lieblinge der alten Herren und den Gegenstand künstlicher Begeisterung der Primaner spöttelte.[3])

Nun werden Sie von mir hoffentlich keine Kritik im Einzelnen verlangen. Höchstens andeuten kann ich, daß ich es wohl berechtigt finde, wenn jede Zeit für sich feststellt, was sie als Lyrik empfindet, und doch für unberechtigt und jedenfalls unphilologisch, wenn sie die Dichter ferner Vergangenheit danach mißt. Unsere Literaturgattungen sind nicht wie die platonischen Ideen ewig und unveränderlich. Die Literaturgeschichte macht sich notgedrungen Rahmen, oft auch nur Pappkästchen, um das Einzelne möglichst mit Verwandtem zusammen zu schildern. Auch daß das Menschenherz sich überall und ewig gleich bleibt, hat nur in sehr beschränktem Sinne Wahrheit. Jede Zeit hat ihr eigenes Empfindungsleben. Endlich, in den Mitteln des Ausdrucks ist jeder, auch der größte Dichter, von einer Konvention abhängig, die wir, je vertrauter sie uns ist, um so weniger als störend empfinden. Aber ganz unmittelbar auf uns wirkt nur, was der unsrigen entspricht. Ich habe für mich zunächst gesucht, wie weit Horaz wirklich von der alten Lyrik abhängig ist,

1) Philologische Untersuchungen Bd. II.

2) Theod. Birt, Velhagen & Klassings Monatshefte 1925 S. 657: „Bei den Griechen, dem Volke Pindars, ist im Gebet, im Schlachtgesang, im Liebesseufzer jede Zeile, jede Silbe original, Freiwuchs, ein natürliches Klingen des eigensten Ichs."

3) Noch jetzt faßt er (a. a. O.) wohl nicht das eigene, aber das Allgemeinurteil über sie in die Worte zusammen: „Für die Gegenwart sind sie fast schon zur Makulatur geworden."

nicht wie weit er der Lyrik unserer Zeit entspricht, und in kleineren Aufsätzen versucht nachzuweisen, wie viel Oden an rein hellenistische Gedichte, z. B. Epigramme, anknüpfen oder aus rein hellenistischer, also in Rom damals moderner Lebensanschauung und Empfindungsart geschaffen sind.[1]) Daß gerade unsere Lieblinge fast alle darunter sind, ist nicht wunderbar; unendlich näher steht uns die hellenistische als die altgriechische Lebensanschauung; ebenso die konventionelle Form. Die Entscheidung brachten bald die Papyri durch umfangreiche Reste der alten Lyrik, und eine kräftige Fortführung fanden meine bescheidenen Versuche durch das bedeutende Werk Giorgio Pasquali's 'Orazio lirico' (Florenz 1920), dem im Mittelpunkt des Interesses Horaz als Hellenist steht, wenn er auch an dem Thema 'Horaz als Römer' nicht vorbeigeht.

Schauen wir zunächst, was jetzt wohl allgemein zugegeben ist. Um Übersetzungen — von ihnen ging ja Kiesslings Betrachtungsweise aus — handelt es sich überhaupt nicht; nur wie Mottos sind bisweilen Anfänge oder Schlüsse, seltener der Stoff oder der Grundgedanke eines Liedes der altgriechischen Lyrik entnommen, und zwar der ganzen. Die dorische Chorlyrik wirkt ebenso ein, wie das lesbische und wahrscheinlich auch das ionische Einzellied. Die Form der vierzeiligen Strophe für alle Lieder ist selbständige Neuerung, wenn sie auch an sich in der lesbischen Lyrik vorgebildet ist, der Stil ebenso, zwar dem mittleren Ton des Alkaios am nächsten stehend, aber der lateinischen Sprache und Stilentwicklung angepaßt und einheitlich über die ganze Dichtung ergossen, in der doch die hellenistischen Anklänge und Entlehnungen nicht schwächer sind als die aus der alten Lyrik. Schon das bedeutet rein äußerlich eine gewaltige eigene Tat, für Rom eine Neuschöpfung, deren Horaz mit Recht sich rühmen kann. Vergleichen mag man die Neuschöpfung der epischen Sprache in der Aeneis Vergils, nur daß dieser die trotz der schmückenden Beiworte und Formeln einfache Sprache des klassischen Epos steigern muß, um die gleiche Wirkung zu erzielen.

Dabei ist die Anknüpfung gerade an Alkaios nicht einer literarischen Laune entsprungen: im Bürgerzwist, aus der Verzweiflung am eigenen Vaterland scheinen die frühsten Versuche entstanden, genau wie in der Epodendichtung, im Ton noch an sie erinnernd, ja wir haben noch eine Epode (13), die zwar kein Wort, wohl aber den Grundgedanken aus Alkaios zu nehmen scheint und darum später unter Benutzung eines Mottos aus Alkaios in Odenform wiederholt ist (I 9). Auf schwankendem Schiff oder im Feldlager[2]) sind andere gedichtet. Wir verstehen, wie die Ähn-

1) Zunächst in einem Vortrag auf der Philologenversammlung zu Basel 'Horaz und die hellenistische Lyrik', Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Anm. XXI., 1908, S. 81 f. 2) Rhein. Mus. LXVIII 251.

lichkeit der Situation zur Nachahmung in eigenem Ton und eigener Empfindung führen konnte. Denn anders mußte ein Kind der neuen Zeit empfinden als der ungefüge lesbische Recke. Und anders mußte sich seine Dichtung entwickeln, denn ein anderes Los war dem Römer beschieden. Aus tiefstem Niedergang und unsäglichem Elend raffte sein Volk sich auf und schwang sich in einer letzten, von uns jetzt mit tiefer Wehmut bewunderten Anstrengung zu früher nie geahnter Macht und Glanz empor, schwang sich empor unter der zielbewußten Leitung des einen Mannes, gegen den Horaz früher selbst die Waffe getragen hatte. So muß dem Tyrannenhasser Alkaios der Nachfahr gegenübertreten, der seinem Herrscher Dank und Ehrfurcht zollt. Nur als Gottgesandter hat er dies Wunder vollziehen können; der Dichter ist früher blind gewesen, ihm nur selbstische Motive, nur das Streben nach Rache für den ermordeten Vater zuzuschreiben (I 2). Wer die Lieder, in denen Horaz preist, was Augustus für sein Volk getan hat und welcher Zukunft er es entgegenführt, nur aus Liebedienerei zu erklären vermag, hat nie bedacht, wie wir den Mann gefeiert hätten, der das unsere aus dem Jammer und der Schmach des Zusammenbruchs zur Einheit und Größe hätte zurückführen können. Und noch weniger hat er beachtet, wie der Dichter, je mehr der Kaiser versucht, ihm Einfluß und Stellung zu geben, um so mehr von der Rolle, die der hellenistische Sänger neben dem König spielen will, zurücktritt, nur einer der kleinen Männer aus dem Volk sein will, der ihm für das stille Behagen des eigenen Lebens innigen, aber auch ehrfürchtigen Dank widmet:

condit quisque diem collibus in suis
et vitem viduas ducit ad arbores,
hinc ad vina redit laetus et alteris
te mensis adhibet deum.[1])

Aber bis Horaz zu diesen Klängen, die ja am vollsten im vierten Buch ertönen, kommt, nimmt seine Dichtung noch, und zwar ganz anders wie an den Kämpfen nach außen, an dem Kampf des Kaisers um die innere Regeneration seines Volkes Anteil. In allen Formen mahnt er und treibt er zu ihm. Sollten wir von hier vielleicht ihr Wesen noch etwas besser begreifen können? Die Erklärung, die Kiessling für diesen Teil fand — Nachahmung der alten Elegie—, hat schwerlich ihn selbst überzeugen können. Pasquali schiebt ihren Hauptteil als für ihn innerlich tot beiseite. In der Tat, dieser Teil, etwa zwei Fünftel aller Gedichte,

1) Den ersten Ton dieses neuen Empfindens höre ich in III 14, einem Lied, das ich in den Neuen Jahrbüchern f. d. klassische Altertum XXI, 1900,S 365 zu erklären versucht habe. Bei Vergil tritt diese Empfindungsart schon im Schluß der Georgica zutage.

bleibt mit seinem wesentlich paränetischen Charakter bisher ein Rätsel. Dem Hellenismus, der nicht einmal die eingeflochtene Gnome mehr kennt, ist er ganz fremd. Der großen Lyrik in dieser Form auch. Was sich bei Alkaios vereinzelt von „Lehre" findet, hält sich in den Grenzen des Trivialsten und kann zur Erklärung dieses bei Horaz so stark hervortretenden Bestandteiles nimmermehr genügen. In der dorischen Lyrik begegnet sie freilich, aber als Schmuck, der dem zu ganz anderem Zweck verfaßten, auf ein Einzelerlebnis bezüglichen Liede auch eine allgemeinere Bedeutung geben und zugleich die Weisheit des Dichters zeigen soll. Selbstzweck oder auch nur Hauptzweck ist sie nie. Was veranlaßt also Horaz sie dazu zu machen, noch dazu in solchem Umfang und in einer Ausgestaltung, die oft durch die klare Berührung mit der zeitgenössischen Philosophie ganz unverhüllt zeigt, daß sie seinem eigensten Denken entnommen ist? Gewiß darf man sagen, daß jene Einlagen ihm als die Hauptsache erscheinen mußten, das Einzelerlebnis im Hauptteil der Vorlage als das Nebensächliche, Zeitgebundene, und sich für solche Herleitung auf das römische Epinikion für Lollius (IV 9) berufen. Aber konnte sich Horaz wirklich darüber täuschen, daß er in dem großen Publikum für diese neugebildete Dichtung kaum Ohr finden würde? Wo er hellenistische Dichtung und Denkart nur in neuer, noch kunstvollerer Form bietet, also etwa in dem Liede *Donec gratus eram* die Herrschaft über die Mädchenherzen, die der Elegiker immer für sich behauptet, so anschaulich und anmutig schildert, wie es nie ein Elegiker fertig gebracht hat, oder der bukolischen Stimmung der Zeit, mit dem Epigramm wetteifernd, so knappen und so wundervollen Ausdruck gibt wie in *Montium custos* und *O fons Bandusiae*, wo er eine kleine hellenistische Situationszeichnung, ein Bildchen in Worten, wie es Catull (c. 57) gibt, durch eine leichte Umbildung zum lyrischen Lied macht, wie in *Persicos odi, puer, apparatus*, oder einen konventionellen Stoff des nur noch epideiktischen Leonideischen Epigramms, ein Phantasiebild, zum Hymnos ausgestaltet, wie in *Vixi puellis nuper idoneus* — in all diesen Fällen, deren Reihe jeder von Ihnen sich reich vermehren kann, ist er seines Publikums vollkommen sicher, und hätte er ein Buch rein derartiger Lieder veröffentlicht, er wäre mit einem Schlage der gefeiertste Dichter seiner Zeit gewesen. Was war wohl der Anlaß, so viel Lieder aufzunehmen, für die schon im Athen des vierten Jahrhunderts[1]) wenig Stimmung mehr vorhanden gewesen wäre? Ich finde nur die Antwort: sie müssen ihm Herzenssache gewesen sein; er muß wie Lukrez versucht haben, den Mahnworten, die er für nötig hält, durch den Zauber der

1) Vgl. Isokrates Nicocl. 43.

künstlerischen Form Eingang zu verschaffen. Daß der Dichter einst wirklich der Lehrer und Erzieher seines Volkes gewesen ist, seine σοφία, sein Wissen, mehr als ein reizvolles Spiel mit Worten, das läßt ihn auch in der äußeren Form auf jene große Zeit zurückgreifen, soweit das unter den geänderten Verhältnissen möglich ist. Dazu aber zwingt ihn die innere Not seines Volkes. Wir haben bei der literarischen Entwicklung viel zu wenig die Entwicklung des Volkes im Auge behalten und nur zu selten bedacht, wie zwei Jahrzehnte fast ununterbrochener äußerer und innerer Kriege gewirkt haben müssen. Jene Verwilderung, die wir bei uns mit Entsetzen gewahrten, sie muß in Rom und Italien noch viel furchtbarer gewesen sein. Nicht der Tag von Actium oder die Übernahme des Principats durch Augustus kann hier das „geordnete und ruhige Staatsleben" schaffen, unter dem nach weit verbreiteter Anschauung die Lyrik des Horaz entsteht. Wir hören, daß noch lange in Rom Mord auf offener Straße und am hellen Tage zu den alltäglichen Ereignissen gehört[1]), hören von Straßenkämpfen, Verschwörungen, Hungersnot, schamloser Verschwendung bei den im Kriege reich Gewordenen, völliger Zuchtlosigkeit im sexuellen Leben, und mehr als alle Einzelzüge spricht zu uns, daß dem Kaiser dreimal als neues und unbeschränktes Amt die Aufsicht über Gesetze und Sittlichkeit angetragen wird.[2]) Noch ein Jahrzehnt nach der Gründung des Prinzipats ist das Gefühl der Befleckung und Schuld, der Ohnmacht, aus sich selbst wieder rein zu werden, so stark, daß Augustus glaubt, ihm durch jenes wunderbare Fest der Geburt einer neuen Zeit zu Hilfe kommen zu müssen, für das Horaz das Weihelied zu dichten hatte.[3]) Und nun nehme man hinzu die Steigerung des Nationalgefühls, welche die letzte ungeheure Anstrengung gebracht hat, den Glauben an Roms Bestimmung zur Weltherrschaft, den der Kaiser geflissentlich nährte. Ist es da so unbegreiflich, wenn der Dichter, der über die hellenistische Lebensanschauung hinausgewachsen ist, weil er mitstreiten will für die Erneuerung seines Volkes, auch über die hellenistische Dichtungsform hinauswachsen muß? Wenn er die große Lyrik sich, soweit das überhaupt möglich ist, zum Vorbild nimmt? So erscheinen die Römeroden und die ihnen verwandten, in Wahrheit *carmina non prius audita*, als das tiefste Wesen dieser Dichtung bestimmend, und so wird uns Horaz zur Einheit, fügen sich die drei Arten, die er gepflegt hat, in einen inneren Zusammenhang, der durch sein Wesen bestimmt wird. Oden muß er dichten, weil er so ganz Römer geworden ist. Wir können die Entwicklung ja bei Vergil ebenso verfolgen;

1) Varro Dr. re rust. I 49.
2) Mommsen, Res gestae divi Augusti 28.
3) Wissowa, Gesammelte Abhandlungen 192f.

auch ihn führt sein Römertum zu dem jedem Griechen unmöglichen Wagnis, mit Homer zu wetteifern, weil er für sein Volk die gleiche nationale Bedeutung gewinnen will. Augustus hatte von dem Dichter die Verherrlichung seiner Taten und seiner Abstammung verlangt, die den so oft spürbaren besonderen Schutz der Gottheit erklären sollte, also ein hellenistisches Epos, wie es manche schon gab, in gewissem Sinne auch eine Fortsetzung der nationalen Dichtung des Ennius. Vergil empfindet, daß er das sichtbare Walten der Gottheit über dem römischen Volk, das er in der Gegenwart gespürt hat, nur an dem mythischen Ahnherrn darstellen kann: nur als letzte beseligende Erfüllung eines ewigen Ratschlusses soll das Glück der Gegenwart erscheinen und eine sittliche Forderung an sein Volk begründen. Für das mythische Epos aber, wenn auch seine hellenistische Ausgestaltung dem Römer eben durch die Übersetzung der Argonautika des Apollonios besonders nahe gebracht ist, kann nur Homer das Vorbild geben. Nur bereichernd dürfen die hellenistischen Züge mit eintreten; wir finden sie ja in der Technik, z. B. der Gleichnisse, wie in der Erfindung der Handlung bei Vergil überall und empfinden fast immer, wie weit er sein Vorbild überbietet. Der Nachahmung Homers stellen sich fast unlösbare Schwierigkeiten gegenüber. Er findet ja keinen wirklichen Mythos vor, der die Hauptgestalten schon plastisch vor dem Hörer stehen läßt, er muß sie erst prägen, das Interesse für sie durch menschlich rührende Empfindungen wecken, wie etwa der Dichter des Nibelungen-Epos für die von ihm erfundenen Nebenfiguren. Die hohe Kunst, die Vergil gerade hierin entwickelt, findet gerade bei dem Haupthelden in dem Zweck und Plan des Epos eine peinliche Schranke: immer darf er nur als geführt, ja zu Anfang fast als geschoben erscheinen; starker Impuls und Leidenschaft, das Wirksamste in jeder Dichtung, müssen ihm fehlen, nur ein charakteristisches Beiwort darf er tragen, ein Beiwort, welches das griechische Epos, ja vielleicht selbst die Sprache in diesem Sinne gar nicht kennt: der fromme Aeneas. Vergil empfindet das offenbar; er müht sich, dennoch ein echtes Heldentum im Ertragen wie Handeln darzustellen, und doch wird dieser Aeneas, der nur das Vorbild seines Volkes, wie der Dichter es wünscht, sein soll, keine rechte Person. Noch unlöslicher wird der Zwiespalt zwischen Zweck und Vorbild in der Schilderung der Gottheit. Ihre Menschlichkeit ist die Voraussetzung für jene „gemeinsame Handlung von Göttern und Menschen", welche die Theorie von dem mythischen Epos verlangt, und doch hat schon die Aesthetik dieser Spätzeit an ihr Anstoß genommen. Eine tiefe Religiosität, welche das Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή nicht in dem Hintergrund lassen kann, sondern zum Leitmotiv machen muß, widerstreitet einer Dichtungsart, für die, wie man es formuliert hat,

die Religion nur eine Funktion der dichterischen Bedürfnisse ist. Nur weil er diese Religiosität nicht hat, kann der hellenistische Dichter auch ein mythologisches Epos schreiben. Auch hier verfolgen wir, wie sehr Vergil sich müht, einen Ausgleich zu finden, aber der unendliche Abstand, der auch zwischen seinen Göttern zweiten Ranges und dem Menschen noch bleiben soll, macht das gemeinsame Handeln auf der gleichen Fläche innerlich unmöglich; auch diese Götter bleiben leblos. Die wunderbare Kunst der Einzelausführung kann darüber nicht hinwegtäuschen. Aber wo die Handlung ruht und der Dichter ganz seinem Empfinden folgen kann, in der gerade durch Homer ihm ermöglichten und doch so ganz unhomerischen und unhellenistischen Nekyia, äußerlich dem Zentrum und innerlich dem Herzstück des ganzen Werkes, gewinnt er volle Einheit und Grösse. Aus Homer Anlaß und Grundriß, aus den mancherlei griechischen Hadeswanderungen die meisten Einzelheiten, aus Poseidonios, dem großen Erneuerer des religiösen Gefühls, die philosophische Grundanschauung — alles griechisch! Gewiß, und doch alles durchglüht von dem tiefsten Empfinden des Römers dieser Zeit, völlig neu und individuell, eine Schöpfung von gewaltiger, in sich geschlossener Wucht. Es ist der Teil des Werkes, der am unmittelbarsten jene innere Erneuerung und Versittlichung des römischen Volkes erstrebt, das dann, aber auch nur dann zur Weltherrschaft berufen ist. Wohl niemals wieder hat ein Dichter mit heißerem Sehnen um die Seele seines Volkes geworben. Was dem Alexandriner gelehrte Sammlung aller Tradition und Spiel virtuoser Schilderungskunst geblieben wäre, hat hier inneres Leben gewonnen, weil eine starke sittliche Persönlichkeit und ein Volk auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung dahinter stehen. Nicht auf die Wirkung der Aeneis auf die Folgezeit mag ich hinweisen. Ob ein Dichter tiefstes Empfinden seines Volkes und seiner Zeit voll zum Ausdruck bringen konnte, danach frage ich zuerst bei der „historischen Bewertung" auch der antiken Literatur. Ich möchte die Glut oder Tiefe der Empfindung den augusteischen Dichtern nicht, wie das jüngst geschah, absprechen. Für das persönliche Erlebnis haben, auch wenn man viel rein Rhetorisches abzieht, die Elegiker sie wohl mehr als die gleichzeitigen Griechen; aber sie stehen gerade den Dichtern, die an ihrem Volk arbeiten wollen, fern, sind mit Bewußtsein Hellenisten. Noch weniger möchte ich an ihren Gegnern nur den kühl berechnenden Verstand anerkennen. In Zeiten gewaltigen Allgemeinerlebens verliert für die tiefsten Naturen das persönliche Erlebnis an Kraft, konzentriert sich das Empfinden auf das Allgemeine. Ob das politische und das didaktische Lied poetisch berechtigt sind, darüber entscheidet nur die Stärke des Empfindens und die Kunst des Worts.

Ich möchte nicht schließen, ohne ein paar Betrachtungen, die wohl nicht neu sind, aber immer wieder zum Nachdenken reizen, anzuknüpfen. Cicero, Horaz, Vergil, Livius, Augustus selbst, sie erwarten die sittliche Regeneration des Römertums von der Wirkung der griechischen Philosophie. Und in der Tat, die willige Aufnahme der fremden Errungenschaft hat das volle römische Nationalgefühl nicht gehemmt, sondern erst geschaffen; die *humanitas*, die einem Scipio vorschwebte, war nicht die Auflösung, wohl aber die Erfüllung des Italertums. Das sollte wohl bedenken, wer aus falsch verstandenem Nationalgefühl uns von der klassischen Literatur und damit auch von der Großzeit deutscher Dichtung loslösen möchte. Volkstum ist trotz eines dauernden Kerns ein ewig Werdendes, ewig sich Wandelndes; künstliche Isolierung bedeutet Verarmung und Erstarrung. Wenn das Schlagwort *humanitas* in der Zeit des Augustus entschwindet, so zeigt das nur das richtige Empfinden, daß ein Gegensatz zwischen dem *homo humanus* und dem *homo Romanus* nicht mehr besteht. Erst der falsche Nationalismus der Archaistenzeit bringt dem Westen die Erstarrung und Verarmung, die dann gleich das Griechentum wieder mächtig über das Römertum emporsteigen läßt.

Und weiter! Wie klein ist doch die Zahl der Männer, die der neuen, ganz vom Geist des echten Hellenentums getränkten Nationalliteratur dienen, selbst in ihrer eigenen Zeit: Cicero, Vergil, Horaz, vielleicht Varius, endlich Livius, keiner ein beherrschender Genius. Aber große Talente stellen sie in rastloser Arbeit in den Dienst an ihrem Volk und schaffen so die bleibenden geistigen Werte, welche die Fortdauer romanischen Volkstums durch die Jahrtausende gesichert haben. Es scheint doch, als ob die sittliche Kraft und die Fähigkeit zur Hingabe, mit einem Wort der Charakter auch in der Literatur entscheidende Bedeutung für die dauernde Wirkung und Anerkennung des Schönen hat.

Zu jedem Großen der Geistesgeschichte muß jede spätere Zeit aus ihrem Erleben sich selbst den Zugang neu bahnen. In der Zeit der Anakreontik, als wir noch kein Staatsgefühl hatten, mochte Horaz lediglich als Lehrer leichten Lebensgenusses erscheinen; die flüchtige Anregung zu einer tieferen Auffassung in der Zeit unserer Freiheitskriege verging in dem gemächlichen Stilleben der Kleinstaaterei. Bald danach schuf der feinfühlige Philologe Kiessling, selbst ein behaglicher Genießer, Nachzügler einer vergangenen Zeit, das noch jetzt herrschende, mit mehr oder weniger Geschmack bis heut wiederholte Bild des Dichters als des behaglichen Genießers, die Auffassung seines Werkes als eines fröhlich geduldigen Bastelns und Ziselierens. Er hatte sich in einzelne Lieder wundervoll hineinempfunden; ob es ihm mit dem Charakter der ganzen Dichtung auch gelungen ist, müssen wir jeder für sich entscheiden. Ich denke,

wenn wir jetzt in der tiefen Erniedrigung unseres Vaterlandes, die durch die Empfindung des sittlichen Verfalls uns noch quälender wird, uns das Elend Italiens und seine Wiedererhebung durch ein gewaltiges Auflohen nationalen Empfindens vor Augen halten, wird uns der Mahndichter, der Römer Horaz in etwas anderem Lichte erscheinen und uns etwas mehr zu sagen haben. So kann er wieder ein erzieherischer Faktor in unserem Unterricht werden. Seine Mahnungen wirken tatsächlich durch die wunderbare Schönheit der Form noch heut, und so gottverlassen ist unsere deutsche Jugend doch wohl nicht, sie nicht von selbst auf das eigene Vaterland zu beziehen. Empfinden zu wecken für das Schöne und das Große, das ist die Hauptaufgabe der humanistischen Erziehung. Es ist ein verhängnisvolles Verkennen ihrer Geschichte und ihrer nationalen Bedeutung, wenn man ihr nur die Aufgabe stellt, den Verstand zu schulen. Sie will auch Herzensbildung geben und kann sie geben mehr als irgendeine andere Erziehungsform. Lassen wir unserm deutschen Humanismus die Grundüberzeugung der antiken *humanitas* nehmen, daß alles wahrhaft Schöne und Große auch zum Adel der Seele, zum Guten erzieht, so ist er tot. Ihn lebendig erhalten können wir nur, wenn wir durch innere Versenkung in seinen Stoff uns die Überzeugung erringen, daß ihm trotz aller zeitlichen Gebundenheit dennoch auch ein Ewigkeitswert innewohnt. Dann dienen wir unserm Volk in der rechten Weise, dann wird unser Gymnasium wieder, was es einst war, die beste Schule seiner geistigen Führer.

SKIZZE DER LATEINISCHEN VOLKSSPRACHE

VON

W. BAEHRENS

Das Vulgärlatein ist wie ein Waisenkind. Viele gehen an seinem Wege vorbei, aber nur wenige schenken ihm wirkliche Beachtung; herzliche und warme Aufnahme findet es kaum. Und dennoch ist eine gewisse Vertrautheit mit der lateinischen Volkssprache auch für denjenigen unumgänglich, der sich ausschließlich oder fast ausschließlich dem klassischen Latein zugewandt hat. Denn als in der dunkeln vorhistorischen Periode von der Literatursprache auch die ersten Anfänge noch fehlten, gab es schon ein Volkslatein, und dieses Vulgärlatein stand erst recht in voller Blüte, als in späteren Jahrhunderten die römische Literatur ihrem allmählichen Untergang bereits anheim gefallen war. Schon daraus ergibt sich, daß die Entwicklung der römischen Literatursprache folgendermaßen vor sich gegangen ist: erst ganz allmählich und mit den verschiedensten Abstufungen hat sie sich von der Umgangssprache abgehoben; und selbstverständlich zeigt die Literatursprache allenthalben Entlehnungen aus der Quelle, aus der sie hervorgegangen ist. Aus dem vollen Reservoir des Volkslateins ist die Schriftsprache eines Plautus, Petron und Vitruv gespeist worden, wenn wir uns auch hüten müssen, das Latein eines Plautus usw. ohne weiteres als Vulgärlatein zu bezeichnen. Aber auch in den höchsten Regionen der stilisierten Kunstsprache, gerade auch in der Poesie, finden sich, wenn auch viel versteckter, gewisse Anklänge an die Umgangssprache. Solche gelegentlichen Übereinstimmungen zwischen der poetischen Sprache und dem Volkslatein sind keineswegs durch einen Einfluß seitens der Poesie auf die Umgangssprache zu erklären, sondern die sogenannten dichterischen Freiheiten bestehen bei den Römern manchmal eben darin, daß die Poesie sich der Volkssprache nähert; die kühne, lebendige Ausdrucksweise der gesprochenen Sprache liegt auch der Poesie; auch sie vernachlässigt leichter als die Kunstprosa die strengen Regeln der Syntax und bildet unlogische Konstruktionen, wie etwa bei Properz. Auch steht die Poesie unter dem Zwange des Metrums, und schon dieser äußerliche Grund kann dazu führen, ausnahmsweise auch aus der Umgangssprache zu schöpfen. Aber geeigneter dürfte es sein, durch einige konkrete Beispiele die obigen Ausführungen klar zu machen. Wohl zu den weniger erfreulichen literarischen Erscheinungen des augusteischen Zeitalters gehört der Dichter und Prosa-

schriftsteller C. Cilnius Mäcenas, der sich bei seiner Anlehnung an den Asianismus und seinem Bestreben nach schwülstigen und gesuchten Wendungen nicht scheute, neue und bisher ungebräuchliche Vokabeln einzustreuen. So stimmt das in einem der dichterischen Fragmente überlieferte *debilis pede coxo* 'mit lahmem Fuße' vorzüglich zu seiner drastischen Ausdrucksweise. Dieses *'coxus'* 'lahm', Synonym von *claudus*, ist aber nur in späten Glossen und in den romanischen Sprachen — vgl. span. cojo — erhalten und gehörte schon zur Zeit des Dichters sicherlich nur der Umgangssprache an. Das gleiche gilt auch für das in seiner Prosa bezeugte *cinnus* 'Augenzwinkern', das fast nur in Glossen steht und in den Tochtersprachen weiterlebt. Ein ἅπαξ εἰρημένον ist *crepax*; aber angesichts der Ausbreitung der Endung *-ax* im Vulgärlatein kann es kaum zweifelhaft sein, daß auch dieses Wort aus der Umgangssprache stammt. Aus der nicht geringen Zahl von Beispielen habe ich mit Absicht auch solche gewählt, welche uns eindringlich daran erinnern, mit welcher Resigniertheit wir an das Vulgärlatein herangehen müssen: fehlten die zufällig erhaltenen Mäcenasfragmente[1]), so würden wir die zwei ersten Vulgarismen sicherlich als in einer sehr späten Periode der lateinischen Sprache entstanden betrachten, während sie in Wahrheit schon in augusteischer Zeit üblich waren und zwar nicht nur in den tiefsten Schichten des Volkes. — Aber auch die hervorragendsten Dichter der ersten Kaiserzeit haben sich volkstümlicher Ausdrucksweise nicht immer ganz enthalten. Es ist nicht nur sprachlich interessant, sondern bietet auch einen gewissen ästhetischen Genuß, zu beobachten, wie Horaz in seinen Satiren (Epoden, Episteln), dem freieren Stilcharakter dieser Gattungen gemäß, manche Vokabeln der Umgangssprache sich erlaubt hat, welche in den Oden niemals begegnen. So verwendet er des öfteren *caballus*, *ambulare* und *bellus*, aber nicht in den Oden. Das Adjektiv *bellus* ist auch bei Catull nur in den tändelnden kleinen Gedichten, nicht in den Epyllien bezeugt; den volkstümlichen Charakter empfinden wir am besten, wenn wir dem häufigen *bella puella* ein *formonsus* oder *pulcher Apollo* gegenüberstellen: *bellus Apollo* wäre einfach stilwidrig. — Selbstverständlich wurden die Dichter des öfteren auch durch die Rücksicht auf die metrische Bequemlichkeit zu der Auswahl volkstümlicher Wörter und Formeln veranlaßt. Wenn Horaz in seinen Satiren und Episteln *auricula* nicht nur für das Ohrläppchen, sondern auch als Synonym von *auris* des öfteren verwendet, so waren eben die Casus obliqui des Deminutivums für die Bildung des Hexameters außerordentlich geeignet. Die Deminutivendung hatte in *au-*

1) Vgl. über sie Lunderstedt Comm. Philol. Jenenses 9, 1.

ricula 'Ohr' zunächst hypokoristische Kraft; das Wort wurde dann vor allem in der Form *oric(u)la* völlig identisch mit *auris*, vielleicht auch deshalb, weil *auris* in dem Volkslatein des ersten Jahrhunderts v. Chr. *oris* gesprochen wurde und viele Casus mit *os*, *oris* zusammengefallen wären. Auch Horaz griff für seine weniger streng stilisierten Gedichte *auricula* auf, hauptsächlich, wie wir sahen, aus metrischen Gründen. — Die gleichen metrischen Gründe führten sehr häufig auch zu der Verwendung des sogenanten poetischen Plurals; so waren *conubia* (für eine Ehe), *foedera* (für ein Bündnis) usw. außerordentlich geeignet für den Hexameter. Dieser Plural wird mit Recht aufgefaßt als eine poetische Bildung, welche unter griechischem Einfluß entstand. Aber daneben gibt es andere Entstehungsmöglichkeiten. Bekanntlich finden wir bei einer Reihe von Dichtern für *gaudium* 'Freude' dauernd den Plural *gaudia* angewandt. Dieser gleiche Plural *gaudia* mit kollektiver Bedeutung begegnet uns aber besonders häufig in der Umgangssprache. Er war dort so regelmäßig, daß *gaudia* und ähnliche Vokabeln außer der singularischen Bedeutung auch noch die Form eines Singulars bekamen: *gaudia* wurde zu einem femininum singulare und man flektierte *gaudia gaudiae gaudia(m)*. Daraus entstand frz. *la joie*, it. *gioia* usw. — Von dieser ganzen Entwickelung hat *gaudia* in der Dichtersprache nur das erste Stadium durchgemacht, indem die Pluralform häufig für den Singular steht. Auch ging die Entwickelung im Vulgärlatein auf natürlichem Wege vor sich, dagegen in der Poesie unter dem Zwange des Metrums. Daraus dürfen wir mit Sicherheit schlußfolgern, daß die poetische Sprache in diesem Einzelfall durch die Umgangssprache beeinflußt wurde.

Aber auch Probleme der höheren Kritik lassen sich mit Hilfe unserer Kenntnisse der Umgangssprache lösen. Auch dafür ein Beispiel. Bekanntlich sind uns unter dem Namen Vergils Gedichte erhalten, deren Herkunft auch heutzutage heiß umstritten ist. Mit blinder Hingabe an die Überlieferung hat z. B. ein Gelehrter wie der jüngst verstorbene F. Vollmer sie alle dem Mantuaner Dichter zugesprochen. Und für das Gedicht Culex, das die Leidensgeschichte einer Mücke nach alexandrinischem Muster schildert, halten auch unsere neuesten Literaturgeschichten die Vergilische Herkunft für wahrscheinlich. Dennoch zeigt schon der sprachliche Ausdruck allein, welcher sich in einer viel tieferen Sphäre bewegt als jemals die hohe Poesie Vergils, daß dieser unmöglich der Dichter sein kann. Gewiß läßt sich die nichtvergilische Herkunft auch auf anderem Wege erweisen. Zunächst einmal dadurch, daß man die holprigen ungelenken Verse des Culex zuerst liest und dann die vollendete poetische Technik Vergils auf sich wirken läßt, der auch schon in seinen Jugendgedichten des Cataleptons über eine große dichterische

Kunst verfügte. Ferner trägt das Prooemium mit seinen Anrufen an Phoebus, Pales und Octavius deutliche Spuren des Hymnenstiles, der aber an manchen Stellen etwas sehr dick aufgetragen und weniger glücklich verwendet wurde — V. 11 *magnique Iovis decus aurea proles* stört das für den Hymnenstil charakteristische *decus* (richtig Verg. Aen. 8, 301); V. 23: *te cultrice vagus saltus feror inter et antra* ist *te cultrice*, absolut gebraucht, eine wenig glückliche Benutzung des in Hymnen häufigen *cultor* (*cultrix*) *nemorum, montium* usw. Viel vornehmer wirkt der gleiche Hymnenstil in den Gedichten Vergils, und in den Anreden an Maecenas in den Prooemien der Georgica treten die für den Hymnenstil charakteristischen Prädikate nur sehr schüchtern zutage, weil diese eigentlich nur den Göttern zukamen. Dagegen wird im Culex auch der puer Octavius mit einem *adlabere* (V. 25) 'komm herangeglitten' angeredet. Aber neben diesen Argumenten, welche die nicht Vergilische Herkunft beweisen, besitzt auch der Hinweis auf die volkstümlichen Sprachelemente durchschlagende Kraft, welche im Culex allenthalben vorhanden sind. So begegnet das Verbum *manere* einfach in der Bedeutung 'sein', 'wohnen' wiederholt in diesem Gedicht. Weder bei Vergil noch bei anderen hervorragenden augusteischen Dichtern erscheint ein solches *manere*; um so mehr aber im Volkslatein, wie auch das zugehörige *mansio* zeigt, aus dem frz. maison entstand. Ferner begegnet im Culex ein Komparativ verbunden mit dem Dativ anstatt Ablativ nach *prior* (V. 183), ähnlich nur bei Sallust und im Spätlatein. Auch ist zu dem Komparativ *beatior* noch einmal ein *magis* hinzugetreten (V. 79); dieser doppelte Komparativus — im Romanischen hat sich bekanntlich *magis* oder *plus* mit Positivus durchgesetzt — ist sehr vulgär und entspricht vollkommen der noch später zu erwähnenden Neigung der Umgangssprache sich schwerbeladener Ausdrücke zu bedienen. Auch andere, nicht direkt vulgäre Eigentümlichkeiten begegnen, so V. 105 ein *repetebant ad vada*, eine Art von Kontamination aus *repetere vada* und *ire ad vada*. Ähnliches findet sich niemals bei Vergil oder anderen augusteischen Dichtern der gleichen poetischen Potenz. Auch durch die Literaturgattung lassen sich die Anlehnungen an die Umgangssprache nicht erklären. Wir kommen also auch von der sprachlichen Seite her zu der Überzeugung, daß der Culex unmöglich ein Gedicht Vergils sein kann.

Wie wichtig die Kenntnis des Vulgärlateins auch für das Hochlatein ist, möchte ich noch durch ein drittes Beispiel klar machen, das uns zugleich unserem eigentlichen Zwecke zuführen kann, nämlich dem Wesen der lateinischen Umgangssprache wenigstens in einigen Einzelheiten näher zu kommen. Die Lehre von den Synonymen spielt, wie in jeder Sprache, so auch in der lateinischen eine sehr erhebliche Rolle. Des öfteren fragen

die Schüler, welches denn eigentlich der Unterschied zwischen *invenio* und *reperio*, zwischen *subito* und *repente*, zwischen *occidere* und *interficere* sei. Für *reperio* und *invenio* werden wir meist die Antwort geben, daß *invenio* soviel wie 'durch Zufall finden' heiße, dagegen *reperio* 'etwas finden, wonach man gesucht hat'. Diese Unterscheidung trifft in der Tat für manche Stellen in der Literatur zu und hat auch vom etymologischen Standpunkt aus eine gewisse Berechtigung: *invenio* 'auf etwas kommen', 'auf etwas stoßen', was mit dem Begriff 'ohne zu suchen' sich vereinigen läßt, *reperio* 'wieder gewinnen' was auf eine bewußte Tätigkeit hinweist; dieses Wiedergewinnen kann u. a. auch durch ein erfolgreiches Suchen vor sich gehen. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß bei Cicero und sonst beide Verba oft unterschiedslos nebeneinander stehen. Schwieriger ist es, einen Unterschied zwischen *repente* und *subito* festzustellen. Schlägt man den alten Döderlein auf, der fast vor 100 Jahren seine lateinische Synonymik veröffentlichte und auf die späteren Generationen trotz seiner offensichtlichen Mängel starken Einfluß übte, so soll *subito* (*subitus*) sich auf das handelnde Subjekt beziehen, welches infolge eines plötzlichen Einfalles handelt und die Beobachtenden überrascht, dagegen *repentinus* nicht vom handelnden Subjekt, sondern von der plötzlich ins Leben tretenden Handlung gebraucht sein. Man erkennt leicht, wie gekünstelt und unwahrscheinlich solche Unterscheidungen sind; in Wahrheit stehen nicht nur bei Plautus, sondern auch bei Cicero beide Adverbia nebeneinander, ohne daß wir einen Unterschied erkennen können. Soll heutzutage eine Synonymik neu aufgebaut werden — es ist ein dringendes Bedürfnis—, so müssen vor allem zwei Faktoren beachtet werden. Zunächst die Etymologie der einzelnen Vokabeln. Nur auf dem Wege kann es verhütet werden, daß, wie es heutzutage nach Doederleins Vorgang noch in einem Plautuskommentar geschieht, der Unterschied zwischen *dorsum* 'Rücken' und *tergus* dahin festgelegt wird, daß *dorsum* den horizontalen Rücken der Tiere bezeichnen soll, dagegen *tergus* den in perpendikularer Richtung sich ausstreckenden Rücken des Menschen. Die Etymologie erweist vielmehr, wenigstens für das ursprüngliche Verhältnis, das Gegenteil: *dorsum* entstand aus *deorsum*, *devorsum*, ist also der nach unten gewandte Rücken, vor allem des Menschen; *tergus*, das mit gr. τέρφος, στέρφος verwandt ist, ist ursprünglich der mit einem Fell bedeckte Rücken. Bald aber, schon bei Plautus, gehen dann beide Wörter im Sprachgebrauch durcheinander. Die Unterscheidung Doederleins wird also durch die etymologische Betrachtung wie durch den Sprachgebrauch widerlegt. — Neben der Etymologie ist nun aber zweitens darauf zu achten, bei welchen Schriftstellern die einzelnen Synonyme belegt sind, und da ist

man nun zu der überraschenden Feststellung gelangt, daß, um bei den genanten Synonymen zu bleiben, *invenio*, *subito* und *occidere* in der Kaiserzeit und z. T. schon früher fast nur bei mehr vulgären Schriftstellern bezeugt sind, dagegen *reperio*, *repente*, *interficere* in dem höheren Stil vorkommen. Es ist sicher kein Zufall, daß in der alten Komödie der sich als verloren betrachtende Mensch nur ein *occisus sum* ausruft, niemals *interfectus sum*, was stilwidrig wäre; ebenda heißt es z. B. *occidis me saepe rogando*, nicht *interficis me saepe rogando*. Für Petron hat der Schwede Löfstedt in seinem Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae festgestellt, daß *occidere* 16mal belegt ist, *interficere* dagegen bloß einmal, und zwar bezeichnenderweise nur in dem eingelegten Epos bellum civile, in dem er gegen Lucan polemisiert. Auch in einer späteren Schrift über Tierarzenei, in der sog. Mulomedicina Chironis, steht niemals *interficere*. Aber bei der Feststellung dieser Tatsachen dürfen wir nicht stehen bleiben; wir müssen auch versuchen, die Gründe ausfindig zu machen, weshalb gerade *occidere* in der Umgangssprache verbreitet war und in den romanischen Sprachen — teilweise als *aucidere* — sich erhalten hat, nicht dagegen *interficere*. Wenn im folgenden eine Erklärung angestrebt wird, so müssen wir uns stets bewußt sein, daß solche Versuche immer Subjektives enthalten und endgültige Lösungen kaum herbeiführen können. *Occidere* 'zu Boden schlagen' war sicher von vornherein das kräftigere Verbum als drastischer Ausdruck für den Totschlag. *Interficere* bezeichnete wie *interimere* mehr ein 'aus dem Wege schaffen' und konnte dementsprechend eher mit *fame* oder *veneno* verbunden werden als *occidere*, das in der tieferen Umgangssprache wohl mehr auf den handgreiflichen Mord beschränkt war (das Material des Thesaurus steht mir nicht zur Verfügung). Außerdem wurde *occidere* als Kompositum von *caedere* empfunden und, da das Simplex genau die gleiche Bedeutung 'töten' hatte, war *occidere* dem Sinne nach vollkommen durchsichtig. Ganz anders verhielt es sich mit *interficere*. Zwar wurde auch dieses Verbum von jedem Redenden ohne weiteres als Kompositum von *facere* empfunden; aber *facere*, das im Spätlatein wohl nach anderer Richtung hin seine Sphäre ausdehnte (so kann es soviel heißen wie 'reden', vgl. frz. il fit), hat niemals 'töten' bedeutet. So war das Kompositum *interficere* 'töten' dem einfachen Manne aus dem Volke seiner Bedeutung nach keineswegs verständlich. Es hat sich also das kräftigere, durchsichtige Verbum erhalten. Dafür gibt es auch sonst nicht wenige Beispiele im Vulgärlatein. Dem alten Verbum für 'verzeihen' *ignoscere* steht etwa seit Livius *indulgere* zur Seite; aber *ignoscere* bleibt auch jetzt lebensfähig, und es wurde der besonders bei diesem Verbum häufige Imperativ, *ignosce*, nicht durch *indulge* verdrängt. Erst im späten Vulgärlatein,

soviel wir sehen, wurde *ignoscere*, dessen Bedeutung für ein Kompositum von *noscere* so wenig einleuchtete, daß es gelegentlich mit *ignorare* verwechselt wurde, durch *perdonare* ersetzt, das sowohl als Kompositum von *donare*, — in der Verbindung *donare alicui aliquid* hieß *donare* auch 'verzeihen' — dem Sinne nach für jeden klar war, wie auch durch die Zusammenstellung mit *per* ein kräftiges Verbum darstellte. Wie *occidere* hat sich auch *perdonare* im Romanischen durchgesetzt; und die gleichen Tendenzen, welche schon in älterer Zeit dem vorhandenen *occidere* die Vorherrschaft in der Vulgärsprache sicherten, haben sich auch noch in einer späteren Periode ausgewirkt und das Verbum *perdonare* neugeschaffen. — Ebenso ist *commandare*, das romanische Verbum für 'befehlen', zu beurteilen. *Iubere* war anscheinend von Haus aus weniger kräftig als *imperare*. Nicht nur berichtet uns das der Grammatiker Aelius Donatus zu Terenz' Eunuchus 389 (*iubeam? cogo atque impero*) — ähnliche Bemerkungen sind manchmal *ad locum* gemacht und nicht immer für eine ganze Sprachperiode beweisend —, sondern es wurde sowohl in der Umgangssprache wie auch im Kirchenlatein *iubere* zu der Bedeutung von *velle* oder *dignari* abgeschwächt, und in einem Satz wie *iube considerare, pater, codicem istum* (Vitae Patrum 3, 30) ist für unser Sprachempfinden *iube considerare* nur eine höfliche Umschreibung von *considera*. *Imperare* ging vielleicht verloren, weil es mit *imperator* aufs engste verknüpft war. Jedenfalls war der Ersatz auch diesmal ein kräftiges Kompositum, dessen Bedeutung durch die Zusammenstellung mit *mando* klar in die Augen sprang. Das gilt auch, allerdings nicht in demselben Maße, für *demander* 'fragen', das *rogare* zwar nicht völlig ersetzt, aber doch im Romanischen weite Verbreitung gefunden hat. *Rogare* wurde vielleicht auch deshalb verdrängt, weil das Verbum in der Bedeutung 'beten', welche ihm schon immer innewohnte, besonders der christlichen Sphäre vorbehalten blieb. — Wie sehr die Neigung, das drastische, kräftigere Verbum zu benutzen, in der Vulgärsprache vorhanden war, möchte ich zuletzt noch an einem Beispiel anschaulich machen, dessen äußere Form keineswegs die dem Verbum zukommende Kraft verrät. Für 'weinen' gibt es mehrere Verba im Lateinischen: *flere, lacrimare, plorare* und *lamentare*. Als zugehöriges Substantiv gibt es, abgesehen von *lamentatio*, eigentlich nur *lacrima*. Wenn trotzdem in den romanischen Sprachen *lacrimare* zwar nicht völlig fehlt, aber außerordentlich wenig gebraucht wird, dagegen neben *lamentare*, das als Verbum des Wehklagens nicht ganz hergehört, nur *plorare* sich wirklich durchgesetzt hat, so müssen ganz besondere Faktoren die Erhaltung und Verbreitung dieses Verbums begünstigt haben. In der Evangelienübersetzung der Vulgata, welche Hieronymus bekanntlich in diesen Teilen nur überar-

beitete, finden wir das Verbum κλαίω immer durch *plorare* übersetzt und nur einmal (Joh. 20, 11) der Abwechslung halber — *plorare* geht unmittelbar vorher — durch *flere*. *Lacrimare* begegnet nur einmal (Joh. 11, 35) als Übersetzung von ἐδάκρυσε. Dieser Tatbestand entspricht vollkommen der Angabe in den sog. *differentiae*, welche die Unterschiede zwischen den einzelnen Synonymen festzustellen versuchen: *lacrimare levis structura cordis est, flere gravioris adfectus est, plorare violentioris*: *lacrimare* ist das schwächste Verbum und kräftiger noch als *flere* ist *plorare*. Dementsprechend heißt es bei Petron im Gespräch (c. 75): *etiamnum ploras*? nicht etwa *fles* oder gar *lacrimas*; und in der hübschen Schilderung, wie nach dem Vorlesen der Grabinschrift Trimalchios dieser selbst und alle Anwesenden in Tränen ausbrechen (c. 72): *Trimalchio flere coepit ubertius, flebat et Fortunata ... tota ... familia ... lamentatione triclinium implevit, immo coeperam etiam ego plorare* scheinen mit bewußter Klimax die beiden kräftigeren Ausdrücke zuletzt zu stehen. Wenn wir schließlich bei Seneca ep. 63, 1 lesen, daß im großen Leide nur *lacrimare* nicht dagegen *plorare* gestattet sei, so erkennen wir ohne weiteres nach allen diesen Belegen, welche sich leicht vermehren ließen, daß *plorare* deshalb gesiegt hat, weil es weniger 'weinen' als 'heulen' heißt. Das ist der Grund, weshalb im heutigen Französischen neben 'larme' aus *lacrima* als Verbum 'pleurer' steht. Eine wünschenswerte Analogie bietet hier das Deutsche; nach dem Grimmschen Wörterbuch wird 'weinen' mundartlich lieber durch sinnkräftigere Wörter ersetzt, durch 'schreien, heulen, greinen, flennen, kreischen' u. a. Im Niederländischen ist 'weenen' sogar völlig aus der Umgangssprache verschwunden und 'schreien' an seine Stelle getreten.

Zu den zu Anfang genannten Synonymen gehören auch *invenire* und *reperire*. Man hat beobachtet, daß Petron nur *invenire* gebraucht hat, niemals *reperire*, das bloß in einem gefälschten Fragment steht; umgekehrt verwendet Tacitus, der in der späteren Entwicklung seines Schriftstellertums sich durch eine poetisch-rhetorische Sprache auszeichnet, immer weniger *invenire* und immer mehr *reperire*. Schon diese Tatsachen sprechen für die Volkstümlichkeit von *invenire*, das sowohl für ein zufälliges Finden wie für ein bewußtes Aufdecken benutzt wurde. Der Grund wird auch dieser sein, daß *invenio* als Kompositum von *venio* die mehr plastische Ausdrucksweise ist, welche die anschauliche Seite des Findens besonders hervorhebt und deshalb mehr zu der Seele des Ungebildeten spricht. Das Verbum wird von vornherein besonders in der Umgangssprache heimisch gewesen sein; wenn das später eventuell noch mehr der Fall war, so ist zu bedenken, daß sich mit *invenire* 'zu etwas kommen', 'auf etwas stoßen' der Begriff

des Findens eher assoziierte als mit *repperire*, weil der Zusammenhang dieses Verbums mit *pario* vielleicht nicht mehr empfunden wurde und das 'Wiedererwerben' meistens auf ganz anderem Wege als durch ein Auffinden vor sich geht. Auch war *invenio* ein leicht erkennbares Kompositum von *venio* und dieses Simplex war geradezu beliebt in der Umgangssprache, wo es des öfteren für *ire* eintrat; dementsprechend entstand z. B. auch ein neues Kompositum *devenio*, das die Bedeutung von *fieri* 'werden' erhielt und in frz. devenir, it. diviene usw. fortlebt. Daß auch *invenire* nur in einem Teilgebiet der Romania, im sp. pg. 'inventar', sich gerettet hat und im übrigen durch das semasiologisch schwierige *turbare* ersetzt wurde, sei nur nebenbei erwähnt. — Jetzt noch ein Wort über *cito* und *repente*. Petron hat, neben zwölf Beispielen für *subito* auch neun Belege für *repente*; aber sieht man sich die Fälle, wie es auch schon Löfstedt getan hat, genauer an, so erkennt man leicht, daß Petron überall dort, wo er andere Leute, Freigelassene und Sklaven, redend einführt, sich der Form *subito* bedient, dagegen, wo er selbst erzählt und dementsprechend eine höhere Sprachstufe wählt, *repente*. Auch der vulgär schreibende Offizier, der im Anschluß an Caesars bellum civile das bellum Africanum verfaßte, hat immer *subito*, nie *repente*. Leicht ließen sich die Belege für diesen Unterschied vermehren, und es kann nach dem Gesagten nicht überraschen, daß im Romanischen *subito*, nicht *repente* sich erhalten hat. Aber wir müssen auch diesmal versuchen, die Beliebtheit von *subito* in der Volkssprache zu erklären. *Repente* ging wohl deshalb verloren, weil die Bedeutung 'plötzlich' aus dem Worte keineswegs klar hervorspringt. Walde in seinem etymologischen Wörterbuch erklärt *repente* als *praeceps* 'kopfüber' zu gr. ῥέπω 'neige mich, schlage nach einer Seite aus (von der Wagschale)', und diese Auffassung kann das Richtige treffen; aber den Römer aus dem Volke wird *repente* eher an *repere* 'kriechen' erinnert haben; kriechend und plötzlich sind aber zwei vollkommen heterogene Begriffe (keineswegs kann man aus 'kriechen' ein 'nach dem heimlichen herankriechen plötzliches Hervorspringen' herausempfinden), und unmöglich konnte das Wort *repente* an sich eine deutliche Sprache reden. Außerdem stand das Adverb *repente* seiner äußeren Form nach völlig isoliert da. Ähnliche Adverbia gab es sonst im Lateinischen nicht, und deshalb schwand diese ungewöhnliche Bildung völlig aus der Umgangssprache, in der es nach dem Zeugnis des Plautinischen *repente subito* zunächst wenigstens dann und wann vorkam. Wohl kommen in der späteren Umgangssprache neue Adverbia auf durch das Substantiv *mente*, *fortimente*, *firmamente*, welche dann im Romanischen eine große Rolle spielen und mit *repente* formell wenigstens einigermaßen übereinstimmen. Aber erstens ist diese formelle

Übersinstimmung nur eine verhältnismäßig geringe; auch wurde hier *mente* zunächst noch als Substantiv empfunden; als wirkliches Adverb wurde die Verbindung wohl erst zu einer Zeit empfunden, als das isolierte *repente* schon im Absterben begriffen war. Ganz anders verhielt es sich mit *subito*. *Subito* war zunächst der Bedeutung nach durchsichtig: das Volksempfinden knüpfte richtig an *subire* 'plötzlich, unvermerkt sich einschleichen, heranschleichen' an, einen Begriff, der sich mit 'plötzlich' aufs engste berührt. Ferner gab es eine ganze Reihe von Adverbia auf *-o* und *-to* (*cito, merito, fortuito* usw.), und die Anzahl nahm in der späteren Umgangssprache immer mehr zu. Auch aus formellen Gründen mußte gerade *subito* im Vulgärlatein durchdringen.

Wir haben im Vorhergehenden einen gewichtigen Charakterzug des Vulgärlateins kennen gelernt. Es retten sich aus der Fülle verwandter Wörter und Formen vorzugsweise — von Regeln oder gar Gesetzen kann natürlich nicht die Rede sein — die kräftigsten und solche, welche auch dem einfacheren Mann aus dem Volke einleuchten und deren Bedeutung oder Funktion durch Analogien sofort in das Auge springt. Das Volk gebärdet sich beim Sprechen manchmal wie ein Kind. Es greift nach Bekanntem oder nach dem, was ihn an Bekanntes erinnert; dem Unbekannten und Unverständlichen geht es möglichst aus dem Wege. Nach diesem Gesichtspunkt werden wir ohne weiteres erwarten, daß von den beiden Verba für retten, *servare* und *salvare*, vor allem das letztere sich gehalten hat, weil es durch *salus* (und *salvator*) besonders begünstigt wurde. Das ist in der Tat der Fall; im Romanischen hat sich *salvare* 'retten' durchgesetzt, dagegen *servare* nur in der Bedeutung 'beachten', obwohl *servare* 'retten' angesichts des sprichwörtlichen *serva me, servabo te* ziemlich volkstümlich gewesen sein muß. Auch von den beiden Adjektiva *quietus* und *tranquillus* ist schon deshalb *quietus* besonders geschützt, weil es zu dem auf Grabinschriften so überaus häufigen *quiescere* gehört; es nimmt also nicht wunder, wenn nur *tranquillus*, dessen Funktion schon im Lateinischen beschränkt war, sich im Romanischen nicht direkt erhalten hat; frz. tranquille ist nl. nicht altererbt, sondern wie viele gelehrte Vokabeln erst nachträglich aufgenommen. Wir werden jetzt auch verstehen, warum das Verbum für suchen (*quaero*) in spätester Zeit durch *circare* (frz. chercher), das nur in der Bedeutung 'umhergehen' belegt ist, ersetzt worden ist: das neue Verbum ist durchsichtig und anschaulich, im Gegensatz zu *quaero*, das außerdem auch 'wünschen' heißt (sp. quero = volo); *circumire* konnte kaum die Funktion von *quaero* übernehmen, weil mit *circum-* zusammengesetzte Composita in der Volkssprache nicht sehr beliebt sind. — Durch die eben geschilderten psychologischen Vorgänge konnten einerseits neue Bildungen entstehen,

so wenn durch eine Spracherscheinung, die wir Rekomposition zu nennen pflegen, im Vulgärlatein die Composita geradezu den Vokalismus und den Akzent der Verba simplicia wiedergewinnen, z. B. *displicet* nach dem Simplex *placet* zu einem *displácet*, *reddidit* zu *reddédit*, *retinet* zu *reténet* wurde: für den einfachen Mann sind diese Ausgleichungen außerordentlich naheliegend. Andererseits aber können die gleichen Faktoren auch dazu führen, grammatische Minderheiten auszurotten. Wie das formell isolierte *repente* verloren ging, so konnten auch alleinstehende Verbalformen wie *posse*, *velle*, *esse* sich nicht halten; *posse* und *velle* wurden ersetzt durch die Neubildungen *potere* und *volere*, welche einem geläufigeren Typus entsprachen; daß die zweite Konjugation gewählt wurde, erklärt sich aus dem Perfekt *potui* und *volui* mit seiner gerade für die zweite Konjugation charakteristischen Endung.[1]) Es können allerdings zur Entstehung von *potere*, *volere* auch die Formen *potes*, *potest*, *volebam* nebenbei mitgewirkt haben. *Esse* wurde als *essere* den zahlreichen Formen der dritten Konjugation angeglichen. — Aber nicht nur einzelne isolierte Formen schwinden — so z. B. auch *duo*, ersetzt durch *dui* —, sondern auch bestimmte Paradigmata. Die schwache vierte und fünfte Deklination sind im Vulgärlatein und im Romanischen untergegangen. Ein Wort auf *-us* gehört fast immer der zweiten, ein Wort auf *-es*, *is* meistens der dritten Deklination an. So verknüpfte sich mit der Endung *-us* der Begriff derjenigen Deklination, welche wir die zweite nennen, mit der Endung *-es* die Vorstellung der sog. dritten. Und die seltene vierte und fünfte Deklination konnte um so eher in die beiden anderen aufgehen, als in den beiden Hauptkasus, im Nom. und Akk. sing. (und plur.), die Endungen — *-us -um*; *(-es, -is) -em, -es -es* — identisch waren.

Bis jetzt haben wir einen psychologischen Vorgang in der Vulgärsprache beobachten können. Der Redende greift nach dem Nächstliegenden; die Energie, auch das Entfernte zu halten, geht ihm oft ab. Dieser Mangel an Energie, man möchte fast sagen dieser Bequemlichkeitstrieb ist nun aber auch der treibende Faktor für andere lautliche Umgestaltungen im Vulgärlatein, welche im übrigen vorwiegend physischen Vorgängen ihre Entstehung verdanken. Der Mensch, der im rasch dahingesprochenen Satze von Wort zu Wort eilt, pflegt vor allem den absoluten Auslaut eines Wortes stiefmütterlich zu behandeln. Das war schon im vorhistorischen Latein der Fall, als z. B. aus der Verbalendung der dritten Person *-ti*, *-nti* (*legeti*, *legonti*) ein einfaches *-t*, *-nt* (*leget* > *legit*, *legont* > *legunt*) wurde und auslautendes *-s* und *-m*,

1) Allerdings dehnt sich das *-ui* Perfekt vulgärlateinisch auch in der dritten Konjugation immer mehr aus, vgl. z. B. *parcui*, u. a.

ersteres nur in bestimmten Perioden, sehr schwach waren. Das war aber noch mehr gang und gäbe im späteren Volkslatein, wo die Endungen so sehr verdunkelt wurden, daß es z. B. in den Deklinationen nur noch einen Casus obliquus gab; so neben dem Nominativ *pater* nur die Form *patre*, in die *patris*, *patri*, *patrem*, *patre* zusammengefallen waren. Ähnliches gilt auch für die Konjugation. Die Endungen von *emes* und *emis* wurden unterschiedslos gesprochen und die Auslaute *-ent* und *-unt* gehen durcheinander, so daß der Übergang von Verba zu neuen Konjugationen keine Seltenheit ist. Aber auch in der Mitte eines Wortes unterliegt das schwache Element dem Untergang; die Synkope, schon früh in der Umgangssprache des vorhistorischen und historischen Lateins häufig, nimmt immer weitere Formen an. So war die Synkope von *calidus* : *caldus* schon früh auch in den höheren Sprachschichten häufig — auch Vergil verschmähte vielleicht die Form nicht—, während neben *frigidus* erst spät ein *frigdus* auftrat, weil Vokalschwund zwischen *g* und *d* weniger geläufig war. Der vulgäre Ausdruck Petrons (c. 67): *caldum meiere et frigidum potare* zeigt ganz klar, wie wenig zunächst das Adjektiv zur Synkope neigte. Wenn trotzdem frz. froid, it. freddo ein *frĭgdus* (*frīgidus* wurde nach *rĭgidus* zu *frĭgidus*) voraussetzen, so erkennen wir deutlich die immer stärker werdende Tendenz des Vulgärlateins den Mittelvokal in der Aussprache schwinden zu lassen. — Der Bequemlichkeitstrieb zeigt sich besonders stark auch in der Neigung zur Dissimilation. In einem Worte z. B., das zwei *l* oder zwei *r* aufweist, wird oft der eine der beiden identischen Laute umgewandelt, weil die Aussprache eines doppelten *l* oder *r* unbequem ist. Es wird entweder der zweite oder aber auch der erste Laut umgewandelt. Schon im ältesten Latein entstand für das Fest der Göttin *Pales* neben *Palilia* die Form *Parilia*. Und das Wort für 'blau' *caeruleus* hängt doch wohl sicher mit *caelum* 'Himmel' zusammen — die Römer sahen und sehen das Blau ihres Himmels mehr als wir — und muß trotz der schwer zu erklärenden Endung einmal *caeluleus* gelautet haben; das erste *l* wurde dann zu *r* dissimiliert. Aber die gleiche Neigung kommt in der späteren Vulgärsprache zum Ausdruck — immer wieder begegnen die Verbindungslinien zwischen den vorhistorischen und dem späten Latein, weil beide die gesprochene Sprache darstellen —, wenn z. B. *peregrinus* 'Fremde' zu *pelegrinus* wird, das im Französischen pélegrin bekanntlich weiterlebt. Wenn nun aber ein Laut umgewandelt wird, weil der gleiche Laut noch einmal folgt, so sind es nicht nur physische Faktoren, welche die Umgestaltung bedingen. Denn der Redende, im Begriff, das erste *r* oder *l* auszusprechen, wird schon durch das halb unbewußte Empfinden geleitet, daß er denselben Laut noch einmal an einer späteren Stelle des gleichen Wortes verwenden muß, und deshalb

wandelt er ihn aus einer gewissen Bequemlichkeit in einen lautphysiologisch verwandten Konsonanten um. Die ganze Masse der auszusprechenden Laute drängt sich schon im Augenblick, wo das Wort gesprochen werden soll, an den Redenden heran; nur so ist es möglich, daß ein erst später folgender Laut des Wortes einen vorhergehenden affiziert. Neben physischen Faktoren wirken hier psychische Motive. — Von den vielen dissimilierten Formen, welche auf Inschriften begegnen, haben sich nur die wenigsten wirklich im Romanischen durchgesetzt; viele sind als ephemere Erscheinungen auf einen engen Kreis beschränkt geblieben und wieder zugrunde gegangen. So konnte das anlautende *r* einer unbetonten Silbe durch das *r* der folgenden betonten Silbe zu *l* nur dann dauernd dissimiliert werden, wenn dieses zweite *r* durch einen vorhergehenden Konsonanten derselben Silbe gestützt wurde (*pelegrinus* < *peregrinus*) und so besonders hervorgehoben dem Redenden schon vorschwebte; betontes *r* wurde nur durch das *r* einer festen Endung affiziert: *merétrix* > *melétrix, menétrix*; *terébra* > *telébra, tenébra* (die angegebene Betonung ist für das Vulgärlatein die richtige). Die Bedingungen mußten also sehr günstige sein, sollten die neuen Formen wirklich lebensfähig werden. Für die Betrachtung des Vulgärlateins überhaupt — das jetzt Folgende ist als eine kleine Digression aufzufassen — ergibt sich daraus eine wichtige Schlußfolgerung. Wir müssen die allgemein gültigen Gesetze der Umgangssprache scharf trennen von den kurzfristigen Erscheinungen, welche oft nur Sprechfehler oder Entgleisungen eines einzelnen Menschen sind. Wenn wir auf einer Grabinschrift ein *paster noster* anstatt *pater noster* lesen, so ist das wohl ein einmaliger Fehler; allerdings ein sehr interessanter Fehler, da sich hier die erste Silbe von *pater* (*paster*) an die erste Silbe von *noster* angeglichen hat, weil auch die Endsilben beider Vokabeln reimten. Eine andere Art von Silbenausgleich begegnet des öfteren auf Inschriften in Formen wie *Perpe(r)tua, perpe(r)tuorum, se(m)ptemvir* und ähnlichem. Aber auch dieser assimilitorische Zuwachs ist nur etwas Vorübergehendes und hat sich eigentlich nur in *t‹r›onare* durchgesetzt (span. tronar usw.); und es ist klar, daß in diesem Einzelfall die onomatopoetische Kraft dieses Wortes, welche das Rollen des Donners malen soll, die Beibehaltung des neuen *r* ganz besonders begünstigt hat. Die Anzahl ephemerer Formen ist unendlich. Andererseits sind aber auch die herrschenden Gesetze des Vulgärlateins in ihren ersten Anfängen einmal von einem Individuum oder auch von mehreren Individuen zur selben Zeit veranlaßt worden. Insofern hängen die Eintagserscheinungen mit den dauerhaften Umgestaltungen aufs engste zusammen, und sie bilden nur die entgegengesetzten Endpunkte in einer Linie, auf der es viele Möglichkeiten und

Variationen gibt. So konnten z. B. Lautwandlungen zu einer bestimmten Zeit zu ziemlich allgemeiner Gültigkeit in der lateinischen Volkssprache gelangen und dennoch später aus unbekannten Gründen, wahrscheinlich durch Einfluß der Hochsprache, wieder zugrunde gehen. Es ist eine besondere Aufgabe, solchen Erscheinungen nachzugehen. Dahin gehört z. B. die Entwicklung des Diphthonges *au* zu *o* im 1. Jahrhundert v. Chr., welche in der bekannten Geschichte von Claudius, der als Plebejer sich Clodius nannte, ihren Ausdruck findet. Und als Vespasian von dem Consul Mestrius Florus wegen seiner Aussprache *plostrum* statt *plaustrum* getadelt wurde, soll der Kaiser ihn spottend Flaurus genannt haben. Es entstand sogar neben *auscultare* nicht nur *oscultare*, sondern, mit der bekannten Neigung der Umgangssprache in der Anfangssilbe eine Präposition herzustellen, auch ein *obscultare* und zwar in Pompei (CI IV 2360). Die Form hat sich mit Zähigkeit gehalten — noch der heilige Benedictus eröffnet seine Regula mit den Worten *obsculta o fili* —, obwohl im späteren Vulgärlatein *au* statt *o* allgemein restauriert wurde und, wenn z. B. im Französischen *o* noch einmal erscheint (chose aus *causa*, das *ch* entstand nur vor folgendem *a*), so haben wir es mit sekundärer Einzelentwicklung innerhalb der romanischen Sprachen zu tun. Dementsprechend setzt das Romanische allgemein ein *auscultare*, das durch Dissimilation zu *ascultare* wurde, voraus. Das solange erhaltene *obscultare*, das vielleicht auf Süditalien beschränkt war, ging also dennoch zugrunde. Wir können auf diesem Wege einen Blick tun in das Entstehen und Vergehen vulgärlateinischer Formen.

Aber kehren wir nach dieser Digression zum Hauptthema zurück. Bis jetzt behandelten wir solche Erscheinungen des Vulgärlateins, welche sich durch den egozentrischen Standpunkt des Redenden erklären. Er wählt sich von zwei Synonymen diejenige Form, welche ihm am nächsten liegt und am klarsten zu ihm spricht; er bringt die einzelnen Vokabeln in der Gestalt hervor, welche ihm selbst am bequemsten ist. Aber der Redende spricht nicht nur für sich, sondern er spricht auch zu anderen, und schon deshalb können nicht bloß jene egoistischen Motive die sprachlichen Umwandlungen erzeugt haben. Wer nun aber zu einem anderen redet, versucht diesem gegenüber seine eigene Ansicht möglichst deutlich zu gestalten, und dementsprechend dürfen wir von vornherein damit rechnen, daß im Vulgärlatein Neuerungen auftreten, welche aus dem Motiv der Deutlichkeit heraus entstanden. Wir erkannten oben, daß der Redende durch eine ungenaue Aussprache des Wortauslautes z.B. *patre* für sämtliche Casus obliqui verwendete. Aber dieser Entwicklung war nun die Tendenz zur Deutlichkeit diametral entgegengesetzt: es mußten, sollte die Umgangssprache überhaupt in Zukunft verständlich sein, ent-

weder die alten Formen wieder hergestellt werden oder aber ein noch besserer Weg eingeschlagen werden, welcher diesem Drange nach Deutlichkeit noch mehr entgegenkam. Man wählte, wie zu erwarten, die zweite Möglichkeit und fügte nun dem Substantiv im Genitiv die Präposition *de* hinzu, im Dativ die Präposition *ad*. Wenn wir also im heutigen Französischen sagen: j'ai donné à l'homme, so ist die unmittelbare vulgärlateinische Vorlage von diesem à l'homme: *ad* (*ello*) *homine* entstanden als Resultante zweier nach verschiedenen Richtungen gravierenden Tendenzen; der Bequemlichkeitstrieb des Redenden ließ *homine* als allgemeinen Casus obliquus entstehen; die Rücksicht auf die Deutlichkeit verlangte Zusatz der Präpositionen *de* und *ad*. — Ein anderes Beispiel für die Tendenz nach Deutlichkeit ist folgendes. Das lateinische Futurum als solches ist verloren gegangen und durch die Umschreibungen *amare habeo, delere habeo,* woraus frz. j'aimerai usw. entstanden, ersetzt worden(im Rumänischen wird das Futurum durch *volo* gebildet). Von selbst stellt sich die Frage ein: warum? Bei der Beantwortung dieser Frage muß ich leider dem Romanisten Karl Vossler, dem berühmten Danteforscher, widersprechen, der in einer neuerdings erschienenen Abhandlung über neue Denkformen im Vulgärlatein (in der Festschrift für Ph. A. Becker 1922, 170ff.) auch die Ursachen aufzuspüren versucht, welche das Schwinden des alten Futurs erwirkten. 'Der Zeitbegriff des Futurums', so sagt Vossler, 'war dem niederen Volke wohl kaum in einer Sprache sonderlich geläufig. Es bedarf einer fortwährenden Selbstbesinnung und Hemmung, kurz einer philosophischen Gemütsart und Denkgewohnheit, wenn der rein temporale Zukunftsblick nicht abirren soll in die modalen Bereiche der Furcht und Hoffnung, des Wunsches und der Unsicherheit. Wenn wir den gesamten Gebrauch der Zukunftsausdrücke am Ausgang des Altertums überblickten und etwa die Umgangssprache der Massen mit dem Stil der literarisch Gebildeten vergleichen könnten, so hätten wir die ganze Kluft vor uns, durch die die Ataraxia der großen Einzelnen von dem religiösen Fieberwahn und der leidenschaftlichen Dummheit des Pöbels getrennt war. Nachdem nun die vulgärlateinische Futurbedeutung so stark in die Richtung des Sollen, Wünschen, Heischen usw. abgebogen war, wurden die alten Flexionsformen entbehrlich. Denn um die neue Meinung auszudrücken, gab es mehrere andere frischere und stärkere Mittel, den Konjunktiv, den Imperativ, den Indikativ, den bloßen Infinitiv, die Umschreibung mit *velle, posse, debere,* vor allem aber die Umschreibung durch den Infinitiv und *habeo,* der auch in den romanischen Sprachen sich durchgesetzt hat.' So weit Vossler. Diese Worte sind gewiß sehr schön, aber ähnliche Motive können höchstens mit dazu beigetragen haben, den Untergang des alt-

ererbten Futurums herbeizuführen. In Wahrheit sind es immer mehr praktische Gründe, welche solche Umwälzungen verursachen; und nachdem erkannt wurde, eine wie wichtige Rolle das Streben nach Deutlichkeit in der lateinischen Verkehrssprache vom einen zum anderen spielt, werden wir vor allem folgendes erwägen müssen. Selbstverständlich übersieht auch Vossler diese Erwägungen nicht ganz, er legt ihnen nur keinen Wert bei. Futurisches *amabit amabimus* wurde in der Umgangssprache, da dort intervokalisches *b* zu *v* wurde, *amavit amavimus* gesprochen, war also vollkommen identisch mit dem Perfekt. Das Gleiche gilt für *delebit, delebimus*. — Auch *amabunt, delebunt* waren wegen der undeutlich gesprochenen Endung leicht mit *amabant* und *delebant* zu verwechseln. Aber auch in der dritten und vierten Konjugation lagen die Verhältnisse nicht anders. Die Endung von *emēs emēt* war längst abgeschliffen und hörte sich dem Präsens *emis, emit* (erscheint öfters in der Form *emes, emet* usw.) sicher oft gefährlich ähnlich. In Wahrheit hat auch in diesem Falle der bewußte Drang nach Deutlichkeit das alte Futurum zugrunde gerichtet. Auch hier wurde der vorangehende Bequemlichkeitstrieb in der Aussprache durch die Tendenz nach Klarheit durchkreuzt, und es wurde ein ganz neues Futurum notwendig. Unwillkürlich werden wir daran erinnert, wie im vorhistorischen Latein die Neigung bestand, den Konjunktiv Präs., der inhaltlich dem Futurumbegriff nahesteht, als Futurum zu verwenden — vgl. *emēs, emēt, audiēs, audiēt* —, dies aber für die erste und zweite Konjugation nicht möglich war, weil *delēs, delēt* mit dem Indikativ Präs., *amēs amēt* mit dem Konjunktiv Präs. (der wegen des Indikativs *amas* usw. nicht auf *-as* usw. ausgehen konnte) zusammengefallen wären, und man deshalb für diese beiden Kunjugationen ein wohl neu geschaffenes Futurum auf *-bo* benutzte. — Als neues Futurum wählte man vornehmlich den Infinitiv + *habeo*, weil dies eine kräftige Verbindung war, wie sie das Vulgärlatein liebte, und im Sinne von 'ich muß etwas tun' schon lange und viel gebraucht wurde.

Auch bei der Wortwahl nimmt das Streben nach Deutlichkeit einen gewichtigen Platz ein. So wurde das Wort *habena* 'Zügel' als *avena* ausgesprochen, war also äußerlich identisch mit dem Wort *avena*, das 'Hafer' bedeutet. Deshalb griff man zu einem Synonym *retinaculum*, das gleichfalls 'Zügel' heißt, ließ aus irgend einem Grund die Deminutivendung weg und schuf so ein neues *retina*. Natürlich muß man mit ähnlichen Erklärungen vorsichtig sein. So ist es mir wahrscheinlich, daß das kräftige Fremdwort für Pferd *caballus*, das als 'Arbeitspferd' zunächst besonders auch in den Volkskreisen gebräuchlich war, auch deshalb seine Bedeutungssphäre erweiterte und als völlig identisch mit *equus*

auch in die Literatursprache Aufnahme fand und dieses in der Umgangssprache schließlich völlig verdrängte, weil *equus equum* mit dem Adjektiv *aequus aequum* gleich lautete und beide verwechselt wurden. Aber vielleicht wirkten auch hier andere Gründe, die wir nicht erkennen; daß *equa* 'Stute' sich gerettet hat, sei nur nebenbei erwähnt. So ließe sich auch vermuten, daß deshalb nur *cumulus* und nicht *acervus* für 'Haufen' sich erhalten habe, weil *acervus* in der Umgangssprache als *acerbus* gesprochen wurde (vgl. *vervex* > *berbex*) und mit dem Adjektiv *acerbus* in der Aussprache zusammenfiel. Jedenfalls ist es auffällig, daß das besonders auch auf dem Lande übliche Wort — man vgl. *acervus hordei, frumenti* —, das im Gegensatz zu *cumulus* nicht in übertragener Bedeutung vorkommt, verloren gegangen ist, während sonst das Bauernlatein im Romanischen so reichlich vertreten ist und, wie wir noch sehen werden, gerade solche Vokabeln erhalten blieben, welche ihre ursprüngliche konkrete Bedeutung beibehielten. — Gewiß war die Gefahr, mißverstanden zu werden, deshalb nicht so sehr groß, weil die äußerlich ähnlichen Formen semasiologisch nichts miteinander zu tun hatten. Aber wo Synonyme vorlagen, bei denen eine solche Verwechslung überhaupt nicht möglich war, wählte man der Deutlichkeit wegen eben diese. Man vermied es, in der Weise den Satz eventuell noch einmal wiederholen zu müssen: auch der Drang nach Deutlichkeit ist eine Art von Bequemlichkeitstrieb und auch in ihm ist ein gutes Stück sacro egoismo enthalten. — Aber nicht nur das Schicksal einzelner Vokabeln wurde durch die Deutlichkeitstendenz entschieden, sondern ganze Kategorien von Wörtern verdankten diesem Bestreben entweder ihre besondere Beliebtheit oder aber auch ihren völligen Untergang. Es ist nämlich von großer Wichtigkeit, daß das Vulgärlatein, wie übrigens sehr viele Umgangssprachen, für selbständige Wörter (ich meine also nicht Präpositionen usw. obwohl auch hier Verdoppelungen vorkommen) gerne die einsilbigen Formen meiden. Auch hier wirkt sich das Verlangen nach Deutlichkeit aus, da im schnell dahineilenden Satz die Monosyllaba oder kurze zweisilbige Wörter oft nicht ganz zu ihrem Rechte kommen. So ist, wie jetzt allgemein bekannt sein dürfte, *i is it* 'geh' 'du gehst' 'er geht' vor allem durch *vade vadis vadit* ersetzt worden, und so ging schließlich das ganze Verbum zugrunde. Es gibt Schriftsteller, bei denen wohl noch die stärkeren Formen *ite imus itis* vorhanden sind, nicht aber die einsilbigen. Gelegentlich finden wir auch *venire* für *ire*. So hat schon Cicero in seinen Episteln, welche bekanntlich viele Anklänge an die Umgangssprache zeigen, und auch sonst das kurze *ii* gemieden und *veni* geschrieben.

Es 'du ißt' und *est* 'er ißt' waren einsilbig, und wohl schon zur Zeit, als *edis* und *edit* die alten Formen noch nicht völlig verdrängt hatten,

wurde das schwache Verbum entweder durch das Kompositum *comedere* oder durch *manducare* 'kauen', das seine ursprüngliche Bedeutung erweiterte, gelegentlich ersetzt. Denn schon in den kurzen Fragmenten des Kaisers Augustus, von dessen lässiger Umgangssprache uns Sueton einige Bruchstücke erhalten hat, stehen die beiden Verba *manducare* und *comedere* nebeneinander. Nur diese haben sich bekanntlich im frz. manger und im span.-pg. comer erhalten, während *edere* verloren ging. Als dritter Ersatz für *edere* ist schon früh *gustare* belegt. Wir müssen aber bedenken, daß *comedere* auch semasiologisch eine größere Kraft besaß; das beweisen ohne weiteres Stellen wie Plautus Ps. 1126 (*leno*) *habet argentum. iam admordere hunc mihi libet. iamne illum commessurus es? dum recens est . . ., devorari decet* und Cicero nat. deor. 2. 64: *ex se . . . natos comesse fingitur* (*Saturnus*), wo *esse* stilistisch kaum möglich wäre. Und es ist sicher kein Zufall, daß Petron einerseits (141): *te . . . centies sestertium comesse* schreibt, andererseits das Simplex, das überhaupt nur dreimal bei ihm vorkommt, in der Verbindung: *de scriblita non minimum edi* gebraucht, um auch das Essen der kleinsten Portion zu leugnen. Und nach dem Material des Thes. L. L. ist des öfteren ein *comedere* der Itala (καταφαγεῖν) in der Vulgata durch *devorare* ersetzt worden. Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß *comedere* nicht nur aus äußerlichen Gründen in der Volkssprache, welche kräftige Ausdrücke liebt, für *edere* eintrat. Das trifft auch für die beiden Synonyme *ferre* und *portare*, wenn auch in etwas anderer Weise, zu. Während früher behauptet wurde, daß *portare* von schwereren Gegenständen, *ferre* von leichteren Objekten gebraucht werde, ist man jetzt zu der Erkenntnis gekommen, daß diese Unterscheidung nur einigermaßen für den strengen Klassizismus gelten darf, in den übrigen Sprachperioden ist *portare* das vulgäre, *ferre* das gehobene Wort. So sagt z. B. der mehr vulgär schreibende Verfasser des Bellum Hispaniense nicht wie üblich *se ad aliquem referre*, sondern *se ad aliquem reportare*, was dann Apuleius Met. 1, 25 sich gleichfalls erlaubt. Der Grund, warum gerade *portare* der Umgangssprache gehörte, ist m. E. weniger in den einsilbigen Formen *fers, fert, fer* zu suchen, als in dem Umstand, daß *ferre* sehr oft in übertragener Bedeutung Verwendung findet, man denke an *moleste, aegre ferre* und ähnliches. Das Verbum war also weniger kräftig, weniger konkret als *portare*, das deshalb im Volke Verbreitung fand. Wenn bei Apul. Met. V 31 ein *aetatem bellule portare* belegt ist, so hat *portare* nichts von seiner Anschaulichkeit eingebüßt. Im Romanischen hat sich selbstverständlich bloß *portare* halten können, nur im Sardischen haben sich Spuren von *ferre* gerettet. Sardinien ist überhaupt von allen romanischen Gebieten am konservativsten, weil die neueren, späteren Formen der Volks-

sprache nur zum kleineren Teil die durch das Meer stark isolierte Insel erreichen konnten. Aber auch wenn wir oft anderen Faktoren Rechnung tragen müssen, so ist doch das Streben aus Deutlichkeitsgründen Monosyllaba zu vermeiden unverkennbar.

Die bisher behandelten Vokabeln sind nur ein Bruchteil von einer großen Menge Wörtern, welche im Romanischen verschwunden sind. Es sei mir dabei erlaubt, noch andere Beispiele anzuführen, weil auch sie die oben gegebene Charakteristik der lateinischen Volkssprache bestätigen können. Es ist uns schon von der Schulbank her bekannt, daß *magnus* im Romanischen durch *grandis* ersetzt wurde. Der Grund wird der gleiche sein wie bei *ferre* und *portare*. *Magnus* war eben weniger konkret, weniger körperlich als *grandis*. Einerseits ist nur *pondus grande* bezeugt, niemals *pondus magnum*; andererseit steht eigentlich nur *magnus* von geistigen Eigenschaften: *Pompeius Magnus, vir magnae gloriae, magnanimus* usw. Auf körperliche Dinge bezogen wird *magnus* gern in den Superlativ gesetzt oder *ingens* und ähnliches tritt an seine Stelle. Nachdem *grandis* in der Umgangssprache immer mehr um sich griff, konnte dort auch dieses Adjektiv ausnahmsweise auf Geistiges übertragen werden. — Ganz ähnliches gilt auch für *terere* und *fricare*. Beide Verba bezeichnen das körperliche Reiben; aber *fricare* kommt nur im buchstäblichen Sinne vor, während *terere* auch in übertragener Bedeutung begegnet, in Wendungen wie *tempus terere*. Nach dem oben Erörterten werden wir also eher die Erhaltung von *fricare* als die von *terere* im Romanischen erwarten müssen; in der Tat ist *terere* verloren gegangen (nur *conterere* ist span. pg. erhalten), *fricare* im frz. froyer usw. vorhanden. Eine andere, aber doch verwandte Erscheinung ist es, wenn von zwei Synonymen das eine ursprünglich eine praktische Bedeutung gehabt hat und trotz der späteren Aufnahme in die übertragene Sphäre im Romanischen die konkrete Bedeutung beibehalten hat. *Ordire* heißt in den Tochtersprachen allgemein 'zetteln', 'ein Gewebe anreihen'; und ebenso im ältesten Latein, vgl. z. B. Cato r. r. 135, 4 und später. Wie der Übergang in das Bildliche vor sich ging, zeigt sehr schön eine Stelle wie Cicero de Orat. 2. 145: *pertexe, Antoni, quod exorsus es*; die Römer empfanden hier erst recht das Bild. Aus der klassischen Literatur kennen wir alle *ordiri, exordiri* eigentlich nur im Sinne von 'beginnen'. Aber der Fachausdruck ist niemals aus dem Volksmund verschwunden und wiederum hat sich im Romanischen nur die gewöhnliche, nicht die übertragene Bedeutung durchgesetzt. Für 'beginnen' hat sich weniger *initiare* als das Kompositum *cominitiare* erhalten (vielleicht auch deshalb, weil *initiare* im übertragenen Sinne 'weihen' heißt). — Kurz hinweisen möchte ich auf *putare*, das im Romanischen nur

Bäume beschneiden' heißt, niemals 'meinen'. — Im Anschluß an die doppelte Bedeutung von *laetus*, das auch für fruchtbare Felder verwendet wird — vgl. Vergils *laetas segetes* —, gab es ein *laetare* 'düngen' und ein *laetari* 'sich freuen' im Lateinischen. Wiederum hat im Romanischen nur ersteres Verbreitung gefunden, während für 'sich freuen' *gaudere*, für 'erfreuen' *delectare* weiterlebt. — Ursprünglich heißt *cernere* 'sieben', wie schon das zugehörige *cribrum* 'Sieb' beweist. Gegenüber der übertragenen Bedeutung 'sehen' kommt die primäre fast nur bei Fachschriftstellern vor; aber im Romanischen ist *cernere* nur als 'sichten', nirgends als 'sehen' erhalten. — Keiner besonderen Erwähnung bedarf die Tatsache, daß von zwei Synonymen das der poetischen Sprache angehörende Wort verloren ging, so *amnis* gegenüber *flumen*, *fluvius*, *ensis* gegenüber *gladius*, *tellus* gegenüber *terra* usw., weil so etwas selbstverständlich ist. — Kurz hervorgehoben sei noch, daß auch kulturelle Faktoren für alte Vokabeln neue entstehen lassen können: *miles* wird durch *soldatus* ersetzt, weil das spätere Heer aus Söldnern bestand; *lorica* 'eherner Panzer' kam außer Gebrauch, weil das Material ein anderes geworden war, und an seine Stelle trat *coriacea* 'Lederpanzer' (frz. cuirasse). Auch die christlichen Einflüsse dürfen nicht unterschätzt werden. *Domus* 'Haus' wird speziell für das Götterhaus verwandt und dafür müssen in der Umgangssprache *casa* (it. *casa*) und *mansio* (frz. maison) einspringen. *Amor* bleibt im Romanischen; *caritas* wurde besonders für christliche Kreise beansprucht. *Calix* 'Becher' wurde zum Abendmahlskelch — das Wort 'Kelch' ist übrigens aus *calix* entliehen —; erhalten hat sich im Romanischen nur *cuppa* für Becher (frz. coupe), das erst sehr spät als Ersatz für untergegangenes *calix* (und *poculum*) aufgekommen sein kann, da es auch vulgärlateinisch nicht belegt ist; dort findet sich nun *cupa* 'Gefäß', frz. couve. — Schließen möchte ich diese Bemerkungen damit, daß für das Wort 'müde' *lassus* in der Tochtersprache allgemein gebräuchlich ist nicht dagegen *fessus*. Letzteres Wort ist bekanntlich erst später durch Rückbildung aus *defessus*, dessen mittleres *e* lautgesetzlich aus unbetontem *a* sich entwickelte, analogisch entstanden; belegt ist es erst bei Varro. Wenn Horaz in den Oden *fessus*, in den Satiren *lassus* in auffälliger Weise bevorzugt und Petron nur *lassus*, manchmal in recht vulgärer Umgebung, gebraucht — c. 134 heißt es *lassus tamquam caballus in clivo* —, schließlich in Romania nur *lassus* weiterlebt, so läßt diese kontinuierende Linie erkennen, daß *lassus* das Wort des Volkes war und die Neubildung *fessus* keine Schöpfung der unteren Schichten, sondern der oberen Kreise gewesen ist. —

Aber die letzten Ausführungen haben uns schon von unseren eigentlichen Zielen abgelenkt. Es war meine Absicht, wenigstens einige der

treibenden Kräfte klarzulegen, welche wesentliche Umgestaltungen in der lateinischen Volkssprache hervorgerufen haben, einerseits neue Formen schufen, andererseits Altererbtes zugrunde richteten, oder auch von zwei Synonymen nur eines lebensfähig erhielten, welches dem Wesen des Vulgärlateins am meisten entsprach, so daß auch in der Geschichte der lateinischen Sprache von einem survival of the fitting geredet werden kann. Aus dem ausgedehnten Stoffe konnte nur weniges vorgeführt werden. Auch fehlt es, wie sich aus den obigen Ausführungen von selbst ergibt, oft an Vorarbeiten, welche die hier vorgebrachten Vermutungen vielleicht bestätigen, aber auch des öfteren werden berichtigen können. Wenn manches Problem wohl nie völlig gelöst werden wird und eine genaue Schilderung der Entwicklung der lateinischen Volkssprache in den verschiedenen Perioden wohl ein frommer Wunsch bleiben muß, so ist daran auch das Material selbst schuld, weil kaum eines der Literaturdenkmäler, auch nur verhältnismäßig wenige Inschriften als vollkommen reine Vertreter des Vulgärlateins betrachtet werden können. Auch der ungebildete Mann aus dem Volke versuchte seiner Gattin auf der Grabinschrift einen letzten Gruß zu widmen, der grammatisch einigermaßen korrekt war, und zu dem Zwecke benutzte er öfters einen festen Grabinschriftentypus — es gab bei den Römern Grabinschriftensteller so gut wie bei uns —; es konnte dann höchstens ein selbständiger Zusatz den vulgärlateinischen Charakter tragen. Und wer keinen solchen Steller verwendete, versuchte dennoch eine hochlateinische Inschrift zu verfertigen. Freilich gelang ein solcher Versuch manchmal daneben und gerade diese Entgleisungen sind für uns wichtig. Weniger Zwang legten sich die Verfasser von Verfluchungstäfelchen und erotischen Inschriften an Mauern auf. Auch die Schriftsteller, welche wir zu den vulgär schreibenden rechnen, verwenden nicht immer die Formen der Umgangssprache. Petron gebraucht für 'kaufen' niemals, auch nicht in den Gesprächen der Freigelassenen und Sklaven, das zu seiner Zeit schon in der Verkehrssprache übliche *comparare*, das auch Romanisch ist, sondern stets *emere*. Sogar die Äbtissin Aetheria, die ihre Reise nach Jerusalem in einem Vulgärlatein schildert, für das wir ihr nicht dankbar genug sein können, schreibt nach hochlateinischem Muster stets den Komparativ auf *-ior*, niemals die in den niedrigen Schichten übliche Umschreibung durch *magis* oder *plus*. Gelegentlich begegnet auch eine literarische Floskel und sogar einmal ein starker Hyperurbanismus (c. 39, 5: *ingressus est discipulis* anstatt *ad discipulos*); weil *ad* mit dem Akkusativ im Vulgärlatein den Dativ ersetzte, vermied die Verfasserin die Verbindung nun auch dort, wo sie gerade hochlateinisch korrekt war. — Sehr wertvoll für unsere Kenntnis des Vulgärlateins ist auch der gram-

matische Traktat aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts, den wir Appendix Probi zu nennen pflegen, weil in ihm einzelne Formen als inkorrekt zurückgewiesen werden, welche vom sprachlichen Standpunkt äußerst interessant sind. Aber auch hier heißt es aufpassen. Aus der Bemerkung: *anser non ansar* (129, 164) dürfen wir nicht ohne weiteres schließen, daß das von den romanischen Sprachen vorausgesetzte Wort für 'Gans' *auca* (frz. oie) damals noch nicht bestand. Gewiß sind unsere Zeugnisse für *auca* jünger; aber das kann Zufall sein, und der Grammatiker und Schulmeister, der die Appendix Probi verfaßte, hat vielleicht nur Verwechslung von *anser* mit dem fast gleich lautenden *ansar*, das durch Vokalangleichung entstand, keineswegs Vertauschung mit dem lautlich weit abliegenden *auca* befürchtet. Überall zwingt uns das lückenhafte Material mit Fragezeichen nicht karg zu sein. Die Appendix Probi verwirft für die Sonnenuhr die Form *orolegium* und verlangt *orilegium*. Aus griechischem ὡρολόγιον entstand zunächst lateinisches (*h*)*orologium* und dann, wohl durch Volksetymologie,da man von der Sonnenuhr die Stunde ablas, *orolegium*. Damit war die Latinisierung der Form beträchtlich vorgeschritten, und es wurde nun von Grammatikern konsequenterweise auch der für das Lateinische charakteristische Kompositionsvokal *i* verlangt und statt *orolegium* ein *orilegium* gefordert, das schon in der Antoninenzeit belegt ist. Aber Petron hat in seinem Roman einem Sklaven (c. 26) und Trimalchio (c. 71), die korrekte Form *horologium* in den Mund gelegt, obwohl er den Sklaven ein *nescitis, hodie apud quem fiat* wie auch vulgäres *subinde*, das das abgeschwächte *saepe* verdrängte, sprechen läßt und Trimalchio kurz vorher sich ein *faciatur . . . et triclinia* erlaubt. Wir werden von selbst zu der Frage gedrängt, ob zur Zeit Petrons die jüngere Form *orolegium*, beziehungsweise *orilegium*, noch nicht vorhanden war, oder ob Petron aus irgenwelchen Gründen, vielleicht weil die Redenden Griechen und Süditaliener sind, dieses griechische Lehnwort in der korrekten Gestalt wiedergibt, obwohl ihm die neue Form bekannt war. Möglicherweise dürfen wir aber überhaupt nicht nach solchen Gründen suchen, da die abwechselnde Benutzung von Vulgarismen und Hochlatein vollkommen der Willkür des arbiter elegantiae vorbehalten war.

Aber es wäre grundfalsch aus diesen etwas pessimistischen Schlußbetrachtungen die Folgerung zu ziehen, daß durch gründliche Untersuchungen nicht weiter zu kommen wäre auf diesem wenig betretenen Gebiete. Der Zweck dieses Vortrages war, auch weitere Kreise für die hier an der Oberfläche liegenden Probleme zu interessieren und den Nachweis zu führen, daß die lateinische Umgangssprache auch die Beachtung derjenigen verdient, welche im übrigen ausschließlich den klassischen Schriftstellern ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

NEUE WEGE ZUR ANTIKE

(Altphilologischer Ferienkurs Göttingen 1925)

Außer dem vorliegenden 2. Heft erscheinen:

Heft I: **Arbeitsunterricht in den alten Sprachen.** Von Studiendirektor Dr. E. Lisco. — **Der Sprachunterricht auf Sexta nach dem Grundsatz der Konzentration.** Von Studienrat Dr. O. Wecker.

Heft III: **Staatsbürgerliche Erziehung im griechischen Unterricht.** Von Prof. Dr. M. Pohlenz. — **Die Kultur der Antoninenzeit.** Von Prof. Dr. U. Kahrstedt.

Heft IV: **Der Anteil des Pheidias an der bildhauerischen Ausschmückung d. Parthenon.** V. Geh. Reg.-R. Prof. Dr. H. Thiersch. **Die Propyläen des Mnesikles.** Von Prof. Dr. K. Müller.

Die hellenistischen Mysterienreligionen, ihre Grundgedanken und Wirkungen. Von R. Reitzenstein. 3. Aufl. [In Vorb. 1926.]

„...Mit einer Fülle von Wissen ausgestattet, führt der Verfasser in diese reiche Welt der griechischen Mysterien und zeigt die Berührungspunkte zwischen hellenistischer Religion und hellenistischem Christentum. Die Welt des paulinischen Denkens und Sprechens erscheint wieder neu beleuchtet...“ **(Christliche Freiheit.)**

Hellenistische Wundererzählungen. Von R. Reitzenstein. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

„Wie R. hier die literarischen Theorien der Antike wieder belebt und nach ihnen den Kunstcharakter erhaltener Werke bestimmt, erscheint besonders beachtenswert.“ **(Dtsch. Lit.-Ztg.)**

Poimandres. Von R. Reitzenstein. Studien zur griechisch-ägyptischen und frühchristlichen Literatur. Geh. M. 14.—, geb. M. 17.—

„Das Werk bedeutet tatsächlich nichts Geringeres, als den ersten in großem Stile angelegten und durchgeführten Versuch, die Ausgestaltung der ägyptischen Religionsformen und -vorstellungen unter dem Einfluß des Hellenismus zu erforschen.“ **(Theolog. Literaturztg.)**

Das Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius. Von R. Reitzenstein. Geh. M. 2.60

„Reitzenstein war wie kein anderer geeignet, uns über das literarische und, was in diesem Falle eng damit verbunden ist, das mythologisch-religionsgeschichtliche Rätsel des Märchens von Amor und Psyche in Apuleius' Roman neue Aufklärung zu bringen.“
(Deutsche Literaturzeitung.)

Von den Ursachen der Größe Roms. Von R. Heinze. Kart. M. 2.—

Die Rede versucht das alte Problem, das die Größe Roms Historikern und Geschichtsphilosophen gestellt hat, auf neuem Wege zu lösen, indem sie als den entscheidenden Faktor nicht die Gunst der Umstände oder bestimmter politischer Institutionen, sondern die seelische Struktur des römischen Volkes erweist. E. Sprangers Theorie der „Lebensformen“ ist damit auch für die Geschichtstatsachen fruchtbar geworden.

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Von Th. Zielinski. 3., verm. Aufl. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—

„Durch die Lagerungen der Geschichte wird uns hier gleichsam ein Vertikaldurchschnitt gegeben, indem die starken Einflüsse der Ciceroschriften auf die Weltentwicklung dargetan werden.“ **(Historische Vierteljahrsschrift.)**

Kommentar zu Ciceros Rede Pro Sex. Roscio Amerino. Von G. Landgraf. 2. Aufl. Geh. M. 9.—

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Neu bearbeitet unter Mitwirkung von E. Klostermann, R. Leonhard und P. Wessner von W. Kroll und Fr. Skutsch. 3 Bände.

I. Band. Die Literatur der Republik. 6. Aufl. Geh. M. 17.—, geb. M. 19.—
II. Band. Vom Jahre 37 v. Chr. bis zum Jahre 96 n. Chr. 7. Aufl. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—
III. Band. Vom Jahre 96 n. Chr. bis zum Ausgang des Altertums. 6. Aufl. Geb. M. 20.—

„Die Arbeit war den besten Händen anvertraut; das sieht der Philologe an den Namen, das lehrt jede Seite. Überall zeigt sich die bessernde Hand in Streichungen und Zusätzen, überall sind die letzten Forschungen hineingebracht." **(Berliner Phil. Wochenschr.)**

Römische Charakterköpfe in Briefen. Vornehmlich aus cäsarischer und trajanischer Zeit. Von C. Bardt. 2. Aufl. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

„Bardt erschließt das Verständnis oft recht schwieriger Stücke, macht nach Charakterisierung der Lage der Briefschreiber geradezu gespannt auf die Dokumente und läßt so ein lebensvolles Bild der Zeiten u. ihrer Männer sich vor unseren Augen entrollen." **(Das hum. Gymn.)**

Römische Studien. Historisches, Epigraphisches, Literaturgeschichtliches aus 4 Jahrhunderten Roms. Von C. Cichorius. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—

„Das Buch gehört durch die Fülle der neuen Erkenntnisse, die es bietet, nicht weniger als durch die Methode, durch deren Anwendung sie gewonnen sind, zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft. Es ist für den Philologen und Literaturhistoriker ebenso wichtig wie für den Historiker." **(Deutsche Literaturzeitung.)**

Ennius und Vergilius. Kriegsbilder aus Roms großer Zeit. Von E. Norden. Geh. M. 6.—

„Was die Lektüre der Schrift so ungemein erfreulich gestaltet, ist, abgesehen von ihrem interessanten Inhalt, die vollendete Form der Darstellung. Bestechend ist der einfache schöne Gedankenausdruck und meisterlich die klare Disposition des Ganzen."
(Liter. Zentralblatt für Deutschland.)

Vergils epische Technik. Von R. Heinze. 3. Aufl. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

„Das Buch ist, soweit ich die Literatur kenne, das Beste, was bisher über Vergil geschrieben worden ist. Es hat allgemeine Bedeutung als durchgeführtes Beispiel der Analyse und wissenschaftlichen Würdigung eines der großen literarischen Kunstwerke." **(Deutsche Literaturztg.)**

Cäsarstudien. Nebst einer Analyse der Strabonischen Beschreibung von Gallien und Britannien. Von A. Klotz. Geh. M. 8.—

„Der Verfasser nimmt in einer Reihe eindringender, mit Sachkenntnis, Scharfsinn und Entschlossenheit geführten Untersuchungen Stellung zu den wichtigsten Fragen, welche die Cäsarkritik beschäftigen. Seine Arbeit ist eine wertvolle und begrüßenswerte Gabe."
(Deutsche Literaturzeitung.)

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Bearbeitet von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, G. Skutsch. 3. Aufl. 2. Abdr. (Die Kultur der Gegenwart, hrsg. v. P. Hinneberg. Teil I, Abt. 8.) Geb. M. 22.—

„In großen Zügen wird uns die griechisch-römische Kultur als eine kontinuierliche Entwicklung vorgeführt, die uns zu den Grundlagen der modernen Kultur führt, . . und die Sprachgeschichte eröffnet uns einen Blick in die ungeheueren Weiten, die rückwärts durch die vergleichende Sprachwissenschaft, vorwärts durch die Betrachtung des Fortlebens der antiken Sprachen im Mittel- und Neugriechischen und in den romanischen Sprachen erschlossen sind." **(Deutsche Literaturzeitung.)**

Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Von E. Norden. 2 Bde. I. Bd. 3. Abdr. Geb. M. 18.— II. Bd. 4. Abdr. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner hrsg. von Oberstudiendirektor Prof. Dr. J. Ilberg. Jährlich 6 Hefte. Jahrgang M. 20.—, Halbjahr M. 10.—

Prospektheft auf Wunsch vom Verlag erhältlich.

Die „Neuen Jahrbücher" wollen auch in ihrer neuen Gestalt die Aufgabe zu erfüllen suchen, der sie seit ihrer Begründung nunmehr 100 Jahre hindurch dienen, die Verbindung zwischen Wissenschaft und höherer Schule aufrecht zu erhalten. Über das von wissenschaftlichen und pädagogischen Fachzeitschriften zu Leistende hinaus, wollen sie die für die höhere Schule als Bildungsschule unerläßliche Einheit des in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Geisteswissenschaften beschlossenen Kulturinhaltes zur Darstellung bringen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
879N394 C001
NEUE WEGE ZUR ANTIKE. LEIPZIG
2 1925
3 0112 023737130